Daheim

Ein deutsches Familienblatt.

38. Jahrgang * vom Oktober 1901 bis dahin 1902. * * * Ausgegeben am 12. Oktober 1901 * Nr. 2.

Aus der Zeit — für die Zeit. Illustrierte Rundschau.

Vom Besuch der deutschen Chinakrieger in Wien. Bei seiner Heimkehr aus dem fernen Osten hat das 2. Bataillon des 2. Ostasiatischen Inf.-Regts. unter Führung des Majors v. Förster, des bekannten Teilnehmers an dem Distanzritt Wien-Berlin, auf Anordnung Kaiser Wilhelms seinen Weg von dem Hafen Triest über die Hauptstadt des östreichischen Reichs genommen. Schon bei der Landung war das Bataillon Gegenstand herzlicher Ovationen seitens unserer Verbündeten, aber ganz besondere Ehrungen wurden ihm in der Kaiserstadt an der Donau zu Teil. Am Vormittag des 27. September kam das Bataillon in Wien auf dem Bahnhof an, wo bereits ein festlicher Empfang seitens der militärischen und bürgerlichen Behörden stattfand. Auf dem Bahnhofsplatz fand das Bataillon die Kapelle des preußischen Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiments vor, die Kaiser Wilhelm nach Wien befohlen hatte, und unter klingendem Spiel marschierten die deutschen Truppen durch die Heugasse zum Schwarzenbergplatz. Hier schwenkte die Fahnenkompagnie links zur Hofburg ab, während der andere Teil des Bataillons unter Führung des Korpskommandanten von Wien und seines Gefolges mit österreichischer Militärmusik über die Aspernbrücke und die Prater-

Vom Besuch der deutschen Chinakrieger in Wien: Der Anmarsch des Bataillons auf dem Schwarzenberg-Platz.

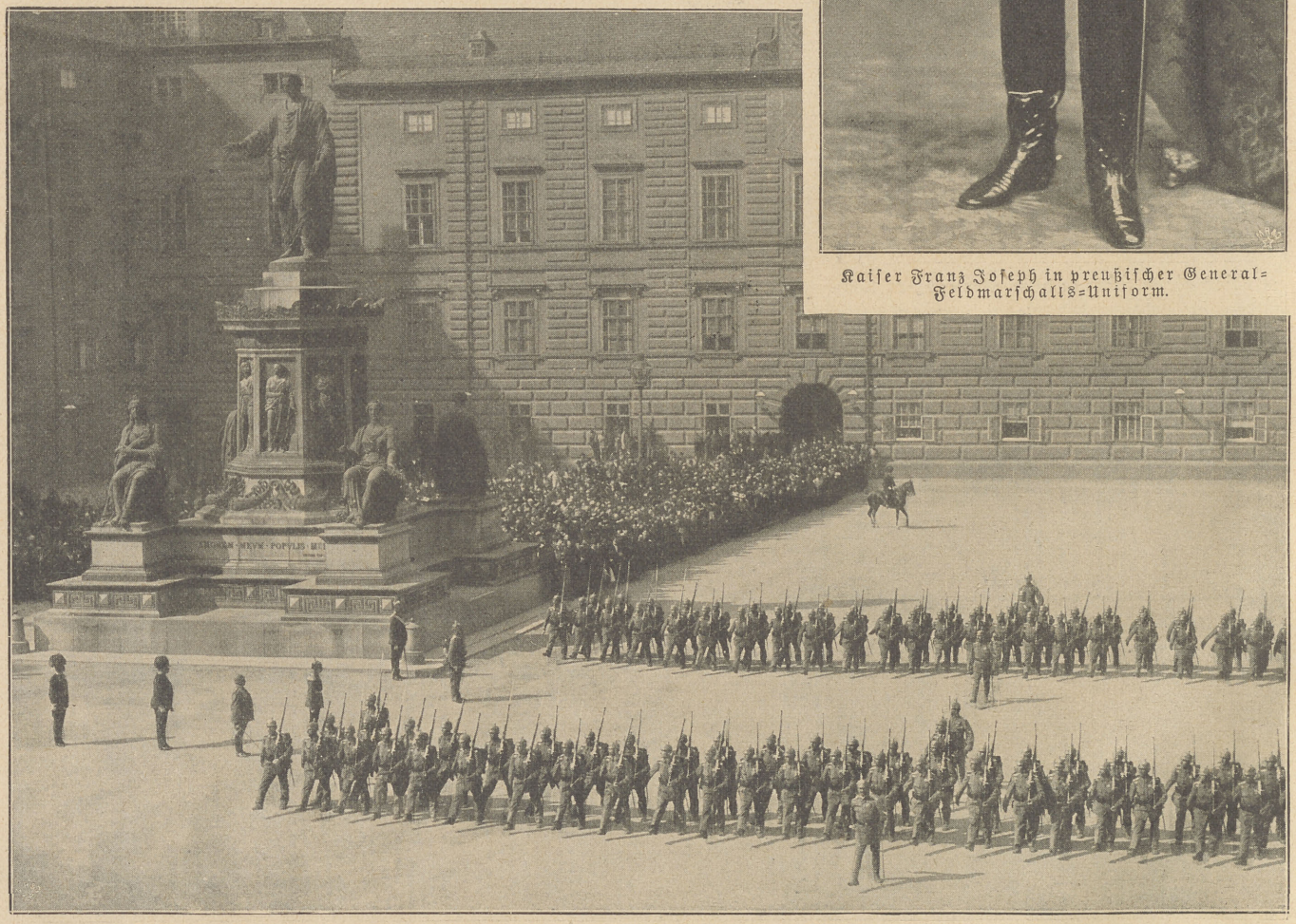
Major v. Foerster, Führer des 2. Bat. des 2. Ostas. Inf.-Regts.

straße zur Albrechtskaserne marschierte. Auf dem Wege, den die deutschen Truppen nahmen, hatten 5000 Mann der Wiener Garnison in Parade-Uniform zur Spalierbildung Aufstellung genommen, und der ganze Weg war von einer nach Tausenden zählenden Menschenmenge besetzt, die beim Vorbeimarsch der deutschen Truppen herzliche Willkommensgrüße entbot. In der Hofburg fand die Fahnenübergabe statt, welcher Kaiser Franz Josef in preußischer Generalfeldmarschalls-Uniform beiwohnte. Nach der Fahnenübergabe rückte auch die Fahnenkompagnie in die Albrechtskaserne ab, wo eine festliche Bewirtung der deutschen Krieger stattfand. Am Nachmittag waren die deutschen Offiziere Gäste im Kasino der 3. Tiroler Kaiser-Jäger, und abends wurden sie in die Hofburg zu einem Galadiner befohlen, bei dem Kaiser Franz Josef in ehrenden Worten das tapfere Verhalten von Offizieren und Mannschaften in China anerkannte. Anläßlich der Fahnenübergabe in der Hofburg erhielten sämtliche Offiziere und auch mehrere Leute der Mannschaft österreichische Ordensauszeichnungen.

* * *

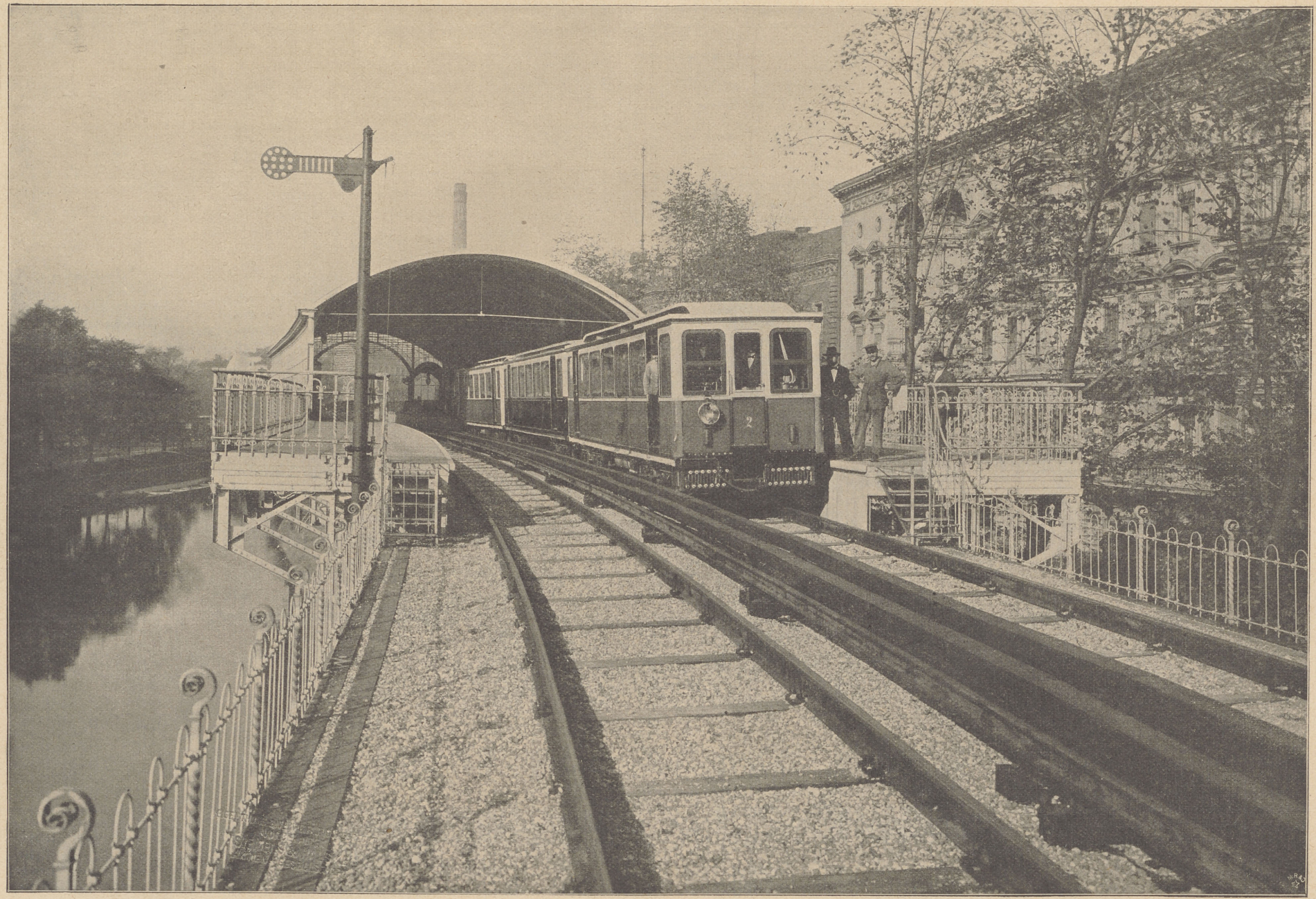
Zum 300jährigen Todestag Tycho Brahes. In Dänemark und Schweden rüstet sich man zur Feier des 300jährigen Todestages des großen nordischen Astronomen Tycho Brahe, der auf den 24. Oktober neuen Stils fällt. Aus diesem Anlaß hat man auch auf der Insel Hven in den Ruinen des Schlosses Uranienborg, bei dem sich die Sternwarte Tycho Brahes befand, Ausgrabungen veranstaltet. Der Astronom bekam die Insel, die im dänischen Sunde zwischen Seeland und Schoonen gelegen ist, im Jahre 1576 als Lehen auf Lebenszeit vom König Christian IV. von Dänemark. Am 8. August 1576 beging er daselbst feierlich die Grundstein-Niederlegung zum Schlosse „Uranienborg", dessen Bau vier Jahre dauerte. Wieder später, im Jahre 1584, fing er etwas südlich von „Uranienborg" den Bau des Observatoriums „Stjerneborg" an; es war ein eigentümliches, kellerartiges Gebäude, mit Kuppeln und spitzen Dächern überdacht. In der Mitte war der große Arbeitsraum, 6 Ellen im Quadrat, und um dieses lagen die 5 runden Krypten, von denen jede ein großes Instrument beherbergte. Im Jahre 1597 verließ Tycho wieder Hven, da er mit dem Könige in Konflikt kam. Der König ließ die Gebäude niederreißen (ca. 1623), und nur wenige Reste blieben übrig. Diese wurden in den Jahren 1823—24 ausgegraben, und haben leider in den verflossenen Jahren vom Wetter viel gelitten.

Kaiser Franz Joseph in preußischer General-Feldmarschalls-Uniform.



Parade des Bataillons vor Kaiser Franz Joseph im inneren Hof der kaiserlichen Hofburg.

Vom Besuch der Chinakrieger in Wien.



Von der elektrischen Hochbahn in Berlin: Ein Probezug fährt aus dem Bahnhof Möckernstraße.

Gen. d. Inf. v. Spitz zum 50 jähr. Dienstjubiläum. Der General der Inf. v. Spitz, der in weiten Kreisen durch seine verdienstvolle Thätigkeit um die Entwickelung des Invaliden-Wesens und als langjähriger Vorsitzender des Deutschen Krieger-Bundes bekannt ist, hat am 1. Oktober sein 50jähr. Dienstjubiläum feiern können, ein festlicher Tag, zu dem ihm auch ein huldvoller, telegraphischer Glückwunsch des Kaisers zugegangen ist. Peter Alexander Spitz wurde am 1. November 1832 zu Bonn als Sohn des Quästors an der dortigen Universität geboren. Am 1. Oktober 1851 trat er als Einjähriger beim 8. Art.-Rgt. ein, entschloß sich aber zur militärischen Laufbahn und trat daher im Mai 1852 als Avantageur in das 29. Inf.-Rgt. über. Im Verlaufe seiner mit Auszeichnung zurückgelegten Karrière wurde ihm 1886 vom König der Adel verliehen. 1889 wurde Generalmajor von Spitz zum Direktor des Departements für das Invalidenwesen im Kriegsministerium ernannt. Bald darauf ward er in die Kommission zur Beratung der neuen Militär-Strafprozeßordnung berufen und war vom Jahre 1891 an stellvertretender Bevollmächtigter beim Bundesrat. In Genehmigung seines Abschiedsgesuches wurde er am 18. August 1896 mit Pension zur Disposition gestellt. Des Königs Gnade verlieh ihm dann den Charakter als General der Infanterie.

* * *

Ein Denkmal König Alfreds des Großen. Anläßlich des 1000jährigen Todestages Königs Alfred, der in das Ende des Septembers oder Oktobers des Jahres 1901 gefallen ist, ist dem Begründer des britischen Nationalstaates jetzt in Winchester ein Denkmal enthüllt worden. Das Hauptwerk des englischen Nationalhelden war die Vertreibung der Dänen von der Insel und die Einführung geordneter Kulturzustände in Britannien. Er führte eine Art Lokalverwaltung ein, deren ursprüngliche Züge man in den heutigen Grafschaftsräten noch wiedererkennen will. Er sammelte die englischen Gesetze in einem Gesetzbuch, gründete zahlreiche Klöster und Schulen, sodaß man seine Leistungen in dieser Hinsicht mit Recht mit denen Karls des Großen vergleicht. Auch die erste Flotte der britischen Inseln ist seine Schöpfung gewesen. Daneben förderte er die Kunst und die Wissenschaft. Er selbst war litterarisch durch Uebersetzungen aus dem Lateinischen ins Angelsächsische thätig (Orosius Geschichte, Boethius „Tröstungen der Philosophie"). Diese Uebersetzungen waren frei, die eigenen Gedanken des Königs spiegelten sich darin wieder. Die englischen Geschichtschreiber, die übrigens vor den zahlreichen Anekdoten über Alfred warnen, zollen ihm das höchste Lob. Namentlich die Schilderung, die J. R. Green in seiner kurzen Geschichte Englands von seinem Leben und seiner Persönlichkeit giebt, ist sehr lesenswert.

Zum 300. Todestag Tycho Brahes: Porträt des großen Astronomen und die Ruinen seiner Sternwarte auf der Insel Hven

Gen. d. Inf. v. Spitz, z. 50jähr. Dienstjubil.

Von der Enthüllung des Denkmals Alfreds d. Gr. in Winchester.

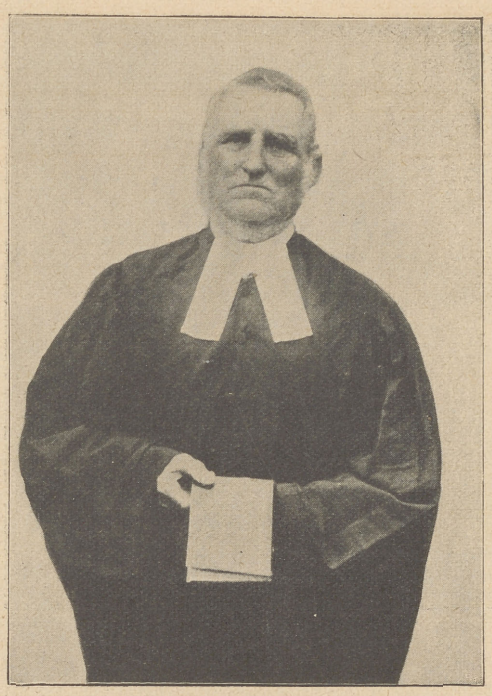
Jäger der Maschinengewehr-Abteilung Nr. 2 in Gefechtsstellung.

Eine Maschinengewehr-Abteilung auf dem Marsche.

Die Wasserwagen des 7. Inf.-Regts. auf dem Marsche, am Ende der Bataillons-Kolonne.

Militärische Neuerungen.

Nach Aufnahmen vom Hofphotographen Oscar Tellgmann, Eschwege und Hersfeld.



Pastor J. G. Hausmann zum 90. Geburtstage.

Ein Veteran auf der Kanzel. Am 24. Oktober vollendet Pastor J. G. Hausmann, der älteste Deutsche in Australien und der älteste Geistliche dieses Kontinents, sein 90. Lebensjahr. Seit 63 Jahren ist er dort unermüdlich thätig, erst Jahrzehnte lang in fast vergeblicher Arbeit unter den menschenfressenden Schwarzen, dann als Seelsorger von eingewanderten Deutschen, meist Altlutheranern aus Brandenburg und Pommern, und noch heute ist er rüstig, wie der Jüngsten einer, im Dienste seiner drei Kirchgemeinden Beenleigh, Mount Cotton und Nerang (Queensland). Pastor Hausmann ist ein Sohn der Mark. 1811 in Zeckerin bei Sonnenwalde geboren, wurde er 1838 als Sendbote der Goßnerschen Mission nach Australien geschickt. Als er in der Nähe der Verbrecherkolonie Moretonbay (dem heutigen Brisbane) thätig war, empfing er den Besuch des berühmten deutschen Forschers Dr. Leichhardt, welcher sich damals (1845) zur ersten Durchquerung des dunkeln Erdteils rüstete und wenige Jahre später im Innern desselben spurlos verschwand. Wie ein Markstein aus längstvergangenen Zeiten steht der greise Hirt unter dem heutigen Geschlecht, geliebt und verehrt wie ein Patriarch.

* * *

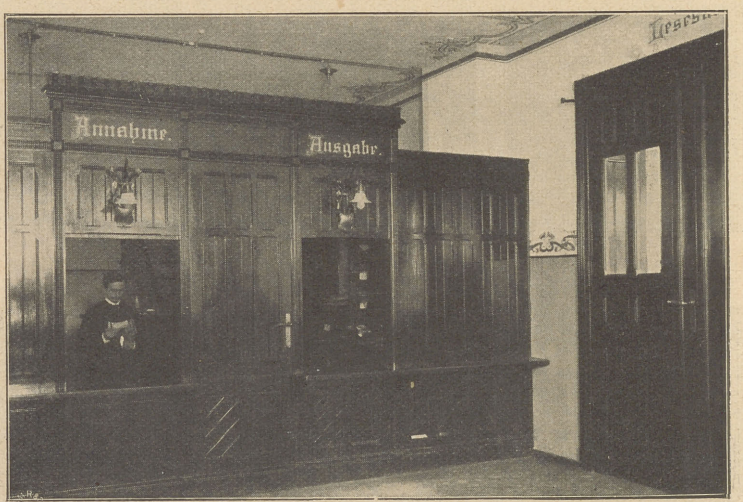
Die Volksbibliothek der Stadt Charlottenburg. Eine wirkliche Musteranstalt ist die Städtische Volksbibliothek zu Charlottenburg, die erste allgemeine Bildungsbibliothek Deutschlands im modernen Sinne, die jetzt ihr neues prächtiges Heim auf der Wilmersdorferstraße, dicht neben der Flora, eröffnet hat. Der Lesesaal, mit Centralheizung und elektrischer Beleuchtung versehen, mißt über 280 Quadratmeter Bodenfläche und enthält 90 Sitzplätze in weitläufiger, bequemer Anordnung. Die dort aufgestellte Handbibliothek (Nachschlagewerke, Encyklopädien, Handbücher, Atlanten, Kunstmappen, Zeitschriften ꝛc.) beläuft sich auf etwa 1500 Bände, auf zwei über einander angebrachten und um den ganzen Saal laufenden Galerien ist die über 14 000 Bände enthaltende Ausleihbibliothek angebracht, die durch einen Fahrstuhl mit der Bücherausgabe in Verbindung steht. Die Frequenz der Bibliothek ist seit der Begründung i. J. 1898 von Jahr zu Jahr gestiegen. Der Tagesdurchschnitt der Bücherentleihungen beträgt ungefähr 350 Bände; über 150 Personen besuchen täglich den Lesesaal. Während der kurzen Zeit ihres Bestehens hat die Anstalt über 200 000 Bände nach Hause verliehen. Unter den Lesern sind alle Schichten der Bevölkerung ohne Unterschied des Berufes, Geschlechts oder der sozialen Stellung vertreten; der Gebildete wie der Bildungsbedürftige findet hier auf allen Gebieten des Wissens und der Weltlitteratur eine reiche Auswahl von belehrenden und poetischen Werken. Ausgeschlossen sind nur Fachschriften im engeren Sinne. Das Verständnis für die hohe soziale Bedeutung der modernen Volksbibliothek (Bücher- und Lesehalle), wie sie gleich Charlottenburg auch schon einige andere deutsche Städte besitzen, ist in den letzten Jahren immer reger geworden, sodaß diese Einrichtung sich neben unseren anderen Bildungsanstalten immer segensreicher entwickelt.

* * *

Die neue städtische Volksbibliothek in Charlottenburg. Der Lesesaal.

Oberlehrer Dr. Heinrich Schröder, Empfänger einer Ehrengabe von 100000 Mk.

Dr. Heinrich Schröder. Eine außergewöhnliche Ehrung ist dem Lehrer an der kaiserlichen Deckoffizierschule zu Kiel, Dr. Heinrich Schröder, zu Teil geworden. Die höhere Lehrerschaft Deutschlands hat dem rastlosen und mutvollen Verfechter der Interessen des deutschen Lehrerstandes eine Ehrengabe von 100000 Mark übersandt, die der noch jugendliche Gelehrte zur Erfüllung eines lange gehegten Wunsches verwenden will: nämlich zum Übertritt ins akademische Lehramt. Heinrich Schröder, am 8. Juni 1863 zu Wotersen (Prov. Schleswig-Holstein) geboren, bestand

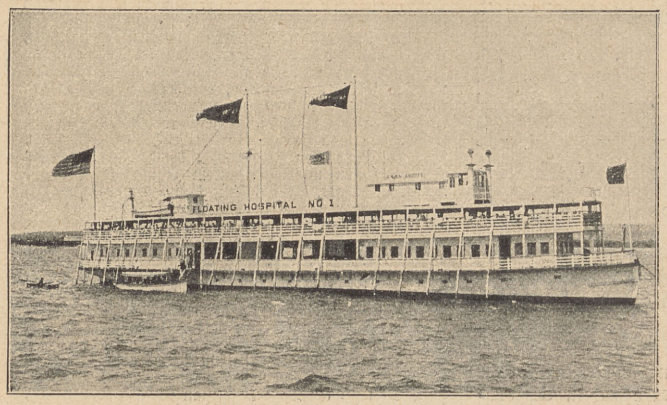


Die Bücherausgabestelle.

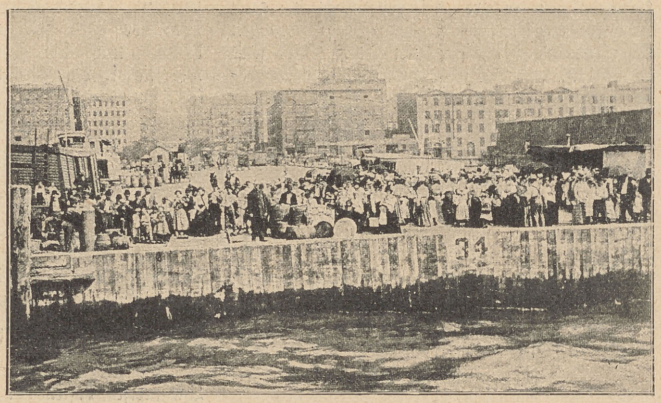
im Juli 1894 die Staatsprüfung und begann sein Lehramt als Hilfslehrer beim Realgymnasium zu Kiel, von wo er in seine jetzige Stellung berufen wurde. Schröder ist eine kampfesfreudige Natur mit dem Mute der freien Überzeugung. Unentwegt ist er in einer Reihe von Schriften für die Gleichstellung der Oberlehrer mit den Richtern eingetreten und wesentlich ihm haben es die höheren Lehrer Deutschlands zu danken, wenn sie dem Ziele ihrer Bestrebungen näher gekommen sind. Im übrigen ist Dr. Schröder mit einer Reihe von kulturhistorischen Forschungen an die Öffentlichkeit getreten. Sehr bekannt ist das von ihm gemeinsam mit Neudeck herausgegebene „kleine Buch von der deutschen Marine“ und auch mit einem Schauspiel „Standesgemäß“ hat er sich versucht.

Frauen-Daheim.

Was kann ein Mensch dem andern sein! —
Licht, Wärme, Glück und Sonnenschein,
Und Stolz und Ehr und Hab und Gut,
Heilung und Halt und Kraft und Mut!



Hospitalschiff „Emma Abbot".



Am Quai in Brooklyn: Erwartung eines Hospitalschiffes.

Schwimmende Hospitäler für Frauen und Kinder.

(Mit vier Abbildungen.)

Die große Ausdehnung, welche die Bewegung für die Kinderheilstätten an der See in Deutschland in den letzten Jahren gewonnen hat, und das lebhafte Interesse, welches dieser so segensreich wirkenden Wohlfahrtseinrichtung aus den weitesten Kreisen entgegengebracht wird, lenkt unsere Aufmerksamkeit auf eine, in Amerika mit solchen Heilstätten in Verbindung gebrachte, ganz vorzügliche Einrichtung, die der „schwimmenden Hospitäler".

Vor fünfundzwanzig Jahren wurde in New York von der „St. John's Guild", einer Abteilung des, über die ganze civilisierte Welt verbreiteten „Roten Kreuzes", zum erstenmale der Versuch gemacht, auf einem Riesenschiffe, der „Emma Abbot", eine Anzahl von kränklichen oder schwächlichen Kindern, die der allerärmsten Bevölkerung der ungeheuren Stadt angehörten, unterzubringen, um sie durch eine, je nach Bedarf längere oder kürzere Fahrt in die offene See zu heilen oder doch wenigstens zu kräftigen. Namentlich wurden solche Kinder für diese Ausflüge ausgewählt, die Anzeichen von Lungenschwindsucht und Skrofulose aufwiesen, denen also, wenn nichts für sie geschehen konnte, ein sicheres Siechtum bevorstand.

Es wurde also ein regelrechtes Hospital an Bord des Schiffes eingerichtet, dem sogar ein Operationszimmer hinzugefügt wurde. In einer Anzahl von Badezimmern wurden die kleinen Kinder gebadet, während die größeren und kräftigeren auf einer Insel in der offenen See dieses Genusses teilhaftig wurden. Zwei Ärzte, zwei Vorsteherinnen, Matrons genannt, und sechs vollständig ausgebildete Pflegeschwestern vom Roten Kreuz übernahmen den Dienst auf der schwimmenden Heilstätte.

Die Aufnahme der kleinen Patienten, die anfangs nur dreimal die Woche erfolgte, fand in Brooklyn, der Vorstadt von New York, oder auf der, nicht allzu entfernt gelegenen Manhattan-Insel statt. Es war ein buntes Bild, das sich da entwickelte, denn, wie sich denken läßt, war der Andrang ein ungeheurer. Der Zugang zum Schiff mußte mit Ketten abgesperrt werden, damit kein Unglück geschehe. Und längst nicht alle, die dessen bedürftig waren, konnten aufgenommen werden. Da ließ vor einem Jahre eine große Kinderfreundin, Mrs. Helen C. Tuillard, auf ihre Kosten ein zweites Hospitalschiff erbauen, das ihren Namen trägt und von einem Kapital von zwei Millionen Mark, das sie zu diesem Zwecke dem Komitee der Verwaltung zur Verfügung stellte, erhalten wird. Seither konnten die Aufnahmen denn auch um mehr als das Doppelte ausgedehnt werden und täglich erfolgen. In dem einen Jahr ihres Bestehens hat die „Helen C. Tuillard" 23 134 Frauen, 15 980 größere Kinder und 11 420 Kinder unter einem Jahre an Bord genommen und alle gesünder und kräftiger wieder ans Land zurückgeführt. Im ganzen sind, während der fünfundzwanzig Jahre des Bestehens dieser Einrichtung, 872 903 Frauen und Kinder einem frühen Siechtum entrissen worden. Während der ganzen Zeit ist nur ein einziges Kind an Bord des Schiffes gestorben.

Die Behandlung der Patienten ist ganz individuell; sie wird genau den Vorschriften der Ärzte entsprechend gehandhabt. Manche machen eine Milchkur durch, andere gesunden durch die herrliche Seeluft und die — in der Umgegend von New York sehr salzreichen — Seebäder. Die ernstlich Kranken werden entsprechend kuriert. Der Aufenthalt eines einzelnen Patienten auf dem Schiffe soll eigentlich nicht über drei Wochen dauern, damit die Einrichtung recht vielen zu gute kommt, aber es gibt natürlich Fälle, in denen von dieser Vorschrift abgewichen werden muß.

Wenn die Kinder durch schlechte oder mangelhafte Verpflegung und unzureichende Fürsorge erkrankt sind, so werden die Mütter mit an Bord genommen, damit sie einen, von den Ärzten und Pflegeschwestern geleiteten Kursus der Kinderpflege durchmachen können. Gar manche, dem Arbeiterstande angehörende Frau verdankt dieser segensreichen Einrichtung die Gesundung ihrer Kleinen, von deren richtiger Behandlung sie früher keine Ahnung hatte.

Die Abstammung der Patienten kommt bei der Aufnahme nicht in Betracht; es werden Kinder Deutscher wie Amerikaner, überhaupt Angehörige von aller Herren Länder aufgenommen, vorausgesetzt, daß sie der Erholung wirklich bedürftig und die Eltern mittellos sind. Als vor wenigen Wochen in New York der Tag, an dem vor fünfundzwanzig Jahren die „Emma Abbot" ihre erste Fahrt als schwimmendes Hospital angetreten hatte, festlich begangen wurde, konnte man im Badezimmer des Schiffes, das an eben dem Tage 1160 Patienten an Bord

Auf Deck der „Emma Abbot".

Seewasserbadestube für die Babies in einem Hospitalschiff.

hatte, zu gleicher Zeit sieben Sprachen sprechen hören. — Die Schiffe beginnen ihre Fahrten gewöhnlich in den ersten Tagen des Monates Juli und dehnen sie bis Mitte September aus. Die Hilfsgelder — denn eine, auf so umfangreicher Grundlage eingerichtete Liebesthätigkeit erfordert selbstverständlich auch bedeutende Mittel — fließen aus freiwilligen Spenden der verschiedensten Art. Bald sind es Eltern, deren Kinder von schwerer Krankheit genesen, bald die Kinder der wohlhabenden Familien selbst, oder wohlhabende, alleinstehende Frauen, die den kleinen Kranken eine Extrafahrt ermöglichen. Immer aber ist das Nötige vorhanden, um diese, in ständiger Zunahme begriffene Fürsorge zu erhalten. Wie wertvoll die „schwimmenden Hospitäler" sind und als wie nachahmenswert sie empfohlen werden können, geht daraus hervor, daß seit ihrem Bestehen ein beständiger Rückgang der Kindersterblichkeit in New York zu verzeichnen ist. **M. H.**

Frauenbüchertisch.

„Geschichten von der Scholle". Von Theo Malade. Verlag von Richard Sattler. Braunschweig und Leipzig.

Wie Heimatluft und Heimatbrot munden diese prächtigen Erzählungen. Sie seien den Familien zur gemeinsamen Lektüre warm empfohlen. Aus pommerscher Ackererde sind sie erwachsen, dem jungen Verfasser, der Arzt in einer kleinen pommerschen Stadt ist, wohl ungesucht entgegengewachsen. Denn alles darin klingt einfach, wahr und frisch. Prächtig ist der alte knorrige volkstümliche „Pastor von Wultzow" gezeichnet, der „kluge, gute und strenge Mann", der Bauernpastor, der den Leuten das Gutsein einbläut und „einschmiert". — „Soll das Korn nicht ganz verloren gehn (— nämlich im verregneten Herbst —), muß das Korn im November in die Erde" heißt es in einer Predigt. „Ihr alle wißt, wie man es macht: Man schmiert das Samenkorn ein. So will ich das Gute in eure Seelen einschmieren, damit wenigstens etwas davon aufgehe — —."

Gut und ergreifend ist auch die kleine Erzählung „Hilfsbote Fromm". Der Preis aber gebührt der ersten des Buches, „Spätfrühling" betitelt, einer so einfachen, wahren, warmmenschlich erzählten Geschichte, der Leidensgeschichte einer jungen Bauersfrau, die zu fein und zart ist für das harte grobe Thalerglück, in das ihre Ehe mit dem reichen jungen Bauern Riepstahl sie hineinversetzt. Wie der späte wahre Frühling endlich doch kommt, nach dem stürmischen, regenschweren, wie sie ihren Mann verstehen und lieben lernt und glücklich wird, das ist alles so sachlich und real und doch so zart und gut erzählt, wie es nur ein echter Volksschriftsteller kann. Diese Geschichte, der die feinen sicheren Striche der Landschaftsschilderung einen intimen Reiz und künstlerischen Duft zum Hintergrund geben, wird jede Frau tief ergreifen. Von der gesunden Kost solcher Lektüre fürs Haus, für Volksbibliotheken und Vereine können wir nicht genug haben.

Handarbeit.

Die für einen kleinen Salontisch oder Luthertisch bestimmte Decke ist in Applikationsstickerei auf dunkelviolettem Tuch ausgeführt; die heller violett gehaltenen Blüten sind mit gleichfarbigem Plattstich, die grünen, in zwei Schattierungen gehaltenen Blätter mit einem aufgenähten, sechsfachen Seidenfaden umrandet. Der äußere Zierstich ist in mittelviolettem Ton gestickt. (Zwei Reihen Steppstich, durch dichte Querstiche verbunden.) Gestochene Vorzeichnungen versendet Fräulein Elisabeth Kuntze, Plauen i/V., Moltkestr. 2, I.

Für die Küche.

Für junge, noch unerfahrene Hausfrauen möchte ich hier eine gute praktische Anleitung zur Gänseschlächterei veröffentlichen: Das Ausnehmen der zum Einpökeln und Einkochen bestimmten Gänse geschieht auf folgende Weise. Man macht am Halse der Gans unterhalb des Schnabels einen Schnitt, holt durch die Öffnung die Zunge heraus und schneidet sie ab. Hiermit löst sich auch die Röhre und der Schlund. Oberhalb der Brust, wo der Kropf sitzt, wird nun ein Loch geschnitten, durch welches man den Schlund ganz herauszieht. Sodann werden die Flügel abgelöst. Nachdem man von der Stelle, wo der eine Flügel gesessen, bis zum andern rings um die Spickbrust einen Schnitt gemacht, kann man leicht hineingreifen und die Brust umklappen. Das Eingeweide liegt nun offen da. Es wird herausgenommen, wobei man recht sorgfältig die Galle entfernt; das Blumenfett wird in Wasser gelegt, das Fett der Därme muß besonders tüchtig gewässert werden. Desgleichen Lunge, Rückenblut, Herz und Zunge. Dies alles zusammen, nebst den abgehauenen Rippen, gibt das sogenannte „Weißsauer", welches folgendermaßen zubereitet wird. Die genannten Teile wäscht man mehrmals in heißem Wasser und kocht sie in Wasser weich unter Beifügung von Zwiebeln, Kraut, Äpfeln, Korinthen und Salz. Alles Fett wird mit Zwiebeln, Äpfeln und Majoran ausgebraten.

Zu der Sülze gehören die Keulen, Flügel, Magen und der dickste, fetteste Teil der Hälse. Diese Teile werden, nachdem sie einige Stunden gewässert sind, lauwarm abgewaschen, kalt nachgespült und mit Salz, Zwiebeln, Majoran und einigem Wurzelwerk unter tüchtigem Abschäumen gekocht. Sind die Keulen weich, legt man sie auf eine flache Schüssel. Hierauf wird das Fett oben abgeschöpft, die Brühe durch ein Sieb gegossen und mit gutem Essig und Gelatine wieder aufgesetzt. Auf 6 Flügel und 6 Keulen rechnet man ungefähr 6 Tafeln Gelatine. Ich nehme auch die gut gereinigten und abgebrühten Füße hinzu, welche gallertartige Bestandteile enthalten. Damit die Brühe klar wird, thut man Eierschaum hinzu, unter beständigem Umrühren. Schließlich wird sie durch eine doppelte Serviette gegossen.

Zum Einpökeln nimmt man die zerstückelten Rücken, Köpfe und Hälse; das Pökeln geschieht mit Salz und ein wenig Salpeter.

Die Spickbrüste werden für sich eingepökelt. Man rechnet zu einer Spickbrust 4 g Salpeter, 4 g Zucker, 80 g Salz. Vier Tage lasse man sie auf dem Rücken liegen, begieße sie aber täglich mit der sich bildenden Lake. Dann werden sie geräuchert.

Eine alte Hausfrau.

Fragen.

5) In welcher größeren Stadt wäre die Einrichtung eines Schwesternheims für Privatkrankenpflege wünschenswert? Antworten sind zu richten an Schwester **M. E. Knebel** in **Köslin**, Marienstr. 13.

6) Kann jemand eine Stiftung, möglichst nicht allzuweit von Berlin, nennen, in welcher ein weiblicher Dienstbote, der 35 Jahre derselben Familie treu gedient, kostenlos oder gegen ein ganz bescheidenes Entgelt eine freundliche Stätte für die voraussichtlich nicht fernen Tage des erwerbsunfähigen Alters finden würde? Die Johanniter-Siechenhäuser nehmen männliche Kranke für 30 Mk. monatlich auf. Gibt es etwas ähnliches vielleicht auch für weibliche Personen? **v. L.**

7) Eine alte Abonnentin bittet die lieben Daheimleserinnen um Angabe eines Rezeptes für Blumenkohl-Pickels in Senfsauce, oder irgend eines Verfahrens, um Blumenkohl für den Winter pikant einzumachen. Zu Gegendiensten gern bereit **E. W.**

8) Kann mir eine der verehrten Daheimleserinnen mitteilen, wie ich einige Gläser mit Senf- und Zuckergurken, Kirschfleisch 2c. für den Transport von der Ostseeküste nach meiner neuen Heimat Schlesien wohl am sichersten verpacke? Es sind glatte weite Gläser, auf die keine Korke passen, und ich weiß nicht, wie ich dieselben verschließen soll, damit die Flüssigkeit nicht ausläuft und die Früchte sich einige Tage ohne sofortiges Aufkochen halten. Für guten Rat wäre sehr dankbar **O. P. S.**

9) Kann mir vielleicht eine werte Daheimleserin mitteilen, wie man eine Federsteppdecke anfertigt, wieviel Federn zu einer großen Decke gebraucht werden und wie man die Arbeit ausführt? Im voraus besten Dank! **H. in Frankfurt.**

10) Kann mir eine der verehrten Daheimleserinnen ein Rezept angeben, nach welchem ich ein gutes Kopf- oder Haar-Waschwasser anfertigen kann? Im voraus besten Dank! **B. B. in Hessen.**

Auskunft.

Fr. 108. Der Daheimleserin **Hedwig** in **Oliva** möchte ich das sehr empfehlenswerte Buch nennen: „Haut und Haar" von Dr. med. Clasen. 4. Aufl. Verlag von D. Gundert in Stuttgart.

Margarethe in **B.**

Fr. 110. Man reinigt Elfenbeinstatuen am besten mit einer weichen Bürste, Bimssteinpulver und Salmiakwasser (1/4 Salmiak, 3/4 Wasser). Zum Nachspülen genügt kaltes Wasser. **L. W.**

Fr. 111. Hühnerringe in vier verschiedenen Farben aus Celluloid, hundert Stück zu 4,25 Mk., sind bei Max Liedtke in Berlin W., Leipzigerstr. 119/120, zu haben. Dieselben sind elastisch und lassen sich mit leichter Mühe anlegen und abnehmen.

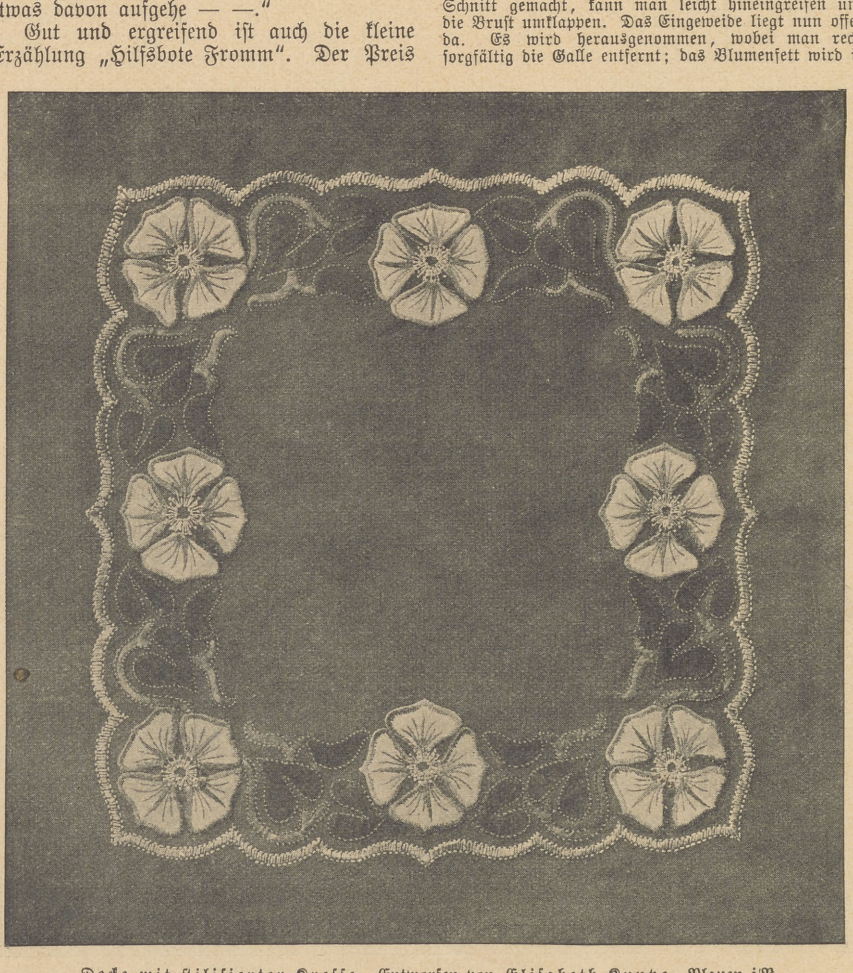
Frau Pastor **H.** in **W.**

Fr. 111. Statt der Hornringe für Hühner, nach der in Nr. 51 eine Leserin fragt, empfehle ich meine Celluloidringe. Die Hornringe verderben bald, namentlich unter den Einflüssen der Witterung, während die Celluloidringe durchaus dauerhaft sind. Ich stehe mit illustrierten Preislisten zu Diensten.

Emil Klucke, Fabrik für Hühnerzucht-Artikel in **Gernrode** a. Harz.

Redaktionspost.

M. M. in **N.** In Weinböhla bei Meißen besteht seit Jahren ein solches Pensionshaus für Damen: „Altersruh". Dieses Unternehmen bietet alleinstehenden Damen jeden Alters, aus guten Kreisen, unter günstigen Bedingungen ein behagliches „Heim", sei es für dauernd oder auch für vorübergehende Zeit. Ein Erwerb ist bei diesem Unternehmen ausgeschlossen, es handelt sich um eine reine Wohlfahrtssache. Die Verwaltung der Pension, welche sich jetzt in den Händen einer aus den höchsten Kreisen wohlempfohlenen, auf mannigfache Erfahrungen gestützten Dame befindet, bürgt für fürsorglichste Verpflegung. Die Kenntnis von einer solchen Heimstätte ist gewiß vielen erwünscht.



Decke mit stilisierter Kresse. Entworfen von Elisabeth Kuntze, Plauen i/V.

Daheim

Besiegter Stein.

Roman von Hanns von Zobeltitz. (Fortsetzung.)

Madeleine Lintal stand und stand und sah die Wagenreihe langsam dahinkriechen über die schmale, beschneite Bahn, einer Schlange gleich. Wie deren Glieder leuchteten die Lampen der Arbeiter. Nun war's nur noch eine schwarze, verschwimmende Linie, über der sich der weiße Dampf der Maschine hob — ein Pfiff! — jetzt rollte die Lokomotive in das Einfahrtsthor. Auf eine Sekunde warf die elektrische Leuchte über der dunkel gähnenden Pforte ihr grelles Licht auf die Wagenreihe, dann verschwand sie ganz in dem Rauchschwaden, der tagaus — tagein, ohne jede Unterbrechung aus dem Stollen herausquoll — — —

Madeleine hatte die Hände gegen die Brust gepreßt. Aufschreien hätte sie mögen, um sich von der dumpfen Angst zu befreien, die auf ihr lag, nachstürzen dem Zuge, sich im dunklen Tunnel vorwärts tasten an den feuchten Wänden über Geröll und Gerüst. Nur beim Vater sein — ihm zur Seite stehen — ihn warnen und zurückhalten —

Dann quoll in ihr ein bitteres Lachen empor. Ja, wenn sie sein Sohn wäre! Der würde bei ihm geblieben sein, den würde er nicht heimgeschickt haben . . . ‚geh' zu Bett, mein Kind! Sei hübsch artig . . . geh' zu Bett!'

Und aus dem Lachen wurde ein stoßweises Aufschluchzen, während sie sich endlich wandte und langsam am rechten Divorca-Ufer zurückging, die Schienengeleise entlang.

Ja, wenn sie ein Mann wäre!

Ehedem — sie erinnerte sich wohl — als die Mutter noch lebte, hatte der Vater sie nicht selten ‚seinen Jungen' genannt, ein so wildes Füllen, wie sie gewesen war. Damals im Kaukasus am Kabardapaß, wo sie in dem kleinen Blockhause lebten mitten unter den Tscherkessen. So glückliche freie Tage . . . bis der Vater nach Spanien ging . . . und sie nicht mitnahm. Sie hatten es schön gebändigt und zurechtgestutzt, die chère mère und die übrigen Erzieherinnen im Pensionat zu Montmorency, das wilde Füllen. Leicht mochte es ihnen nicht geworden sein, aber gelungen war's ihnen doch, das sanfte Abschleifen. Seitdem . . . ja seitdem nannte der Vater sie nicht mehr ‚mein Junge' . . . Und sie wußte doch, wie im Geheimen der Schmerz an ihm nagte, keinen Sohn, keinen Mithelfer, keinen Erben zu haben —

So in Gedanken versunken schritt sie zwischen den Schienen entlang, daß sie gar nicht bemerkte, als sie auf der Unfallstelle von gestern angelangt war. Erst als ihr Fuß heftig an eine querliegende verbogene Eisenschwelle stieß, stutzte sie und sah sich um. Und da sah sie, daß sie unmittelbar vor dem jähen Abfall stand, von dem der Materialienzug heruntergestürzt war. Gerade unter ihr erhob sich aus Geröll und Trümmern der senkrecht stehende zerborstene Wagenboden, der sich wie ein Kreuz gen Himmel reckte.

Und sie hörte, aus dem Toben des Wassers heraus, ein Wimmern und Schluchzen.

Furcht war ihr fremd. Aber hier, heut, wo die Sorge all ihre Nerven spannte, überschlich sie doch ein Grausen.

Sie hielt den Atem an und spähte über die Schneefläche hinab zum Ufer der Divorca. Da unten kroch es hin und her. Ein grauer Schatten. Hockte sich, huschte über die Felsblöcke, richtete sich auf, duckte wieder nieder. Menschliche Gestalt hatte es, und nun streckte es die Arme hoch empor, wie drohend, nach dem Stolleneingang zu.

Noch immer stand Madeleine wie gebannt, regungslos. Das alte Märchen schoß ihr durch den Sinn, von dem die Arbeiter am Herdfeuer raunten: das Märchen vom Berggeist, dem grauen Tunnelgespenst, das wehklagend in den Klüftungen hause, wie eine Wolke am First entlangschwebe, unglückskündend. Wenn aus verborgenen Höhlen die Bergwasser plötzlich jäh herabstürzten, lo spettro hatte ihnen den Weg gewiesen. Wenn ein Bursch im Geleise strauchelte und die Lowry zermalmend über ihn hinging, lo spettro hatte ihm ein Bein gestellt. Wenn die Dynamitpatrone vor Ort vorzeitig explodierte, des Berggeistes Werk war's. Lo spettro knickte die festesten Balken, brach Pfähle und Bretter, löste die Verbände der Zimmerung, blies den Mineur mit stickig heißem Odem an . . . im ewigen Kampf mit dem frechen Eindringling in seine felsigen Gründe.

Unsinn das alles . . . Aberglauben! Sie wußte das und starrte doch hinunter in die Tiefe mit grauenerfüllter Seele.

Aber dann flog sie plötzlich eilenden Fußes den Abhang hinab.

In einem Augenblick, da die Gestalt dort unten von einem Felsblock geradeswegs in den Strom schreiten zu wollen

schien, hatte sie die Unselige erkannt. Geahnt mehr noch, wer dort den Tod suche, als wirklich geschaut: des verunglückten Lokomotivführers Weib —

„Marianne!“ rief sie, von Stein zu Stein springend, über die Trümmer hinwegkletternd, fallend, wiederaufstehend. „Deine Kinder, Marianne! Denk' an die Kinder!“ Sie achtete nicht darauf, daß ihre Hände sich an dem übereisten Gebälk der über den Hang hinabhängenden Lowries blutig rissen, daß ihre Kleider zerrissen. Sie dachte nicht daran, daß ein einziges unglückliches Ausgleiten ihr den Tod bringen konnte, hier, wo im Dunkel der Nacht der Fuß nur tasten, das Auge nicht unterscheiden konnte, der frische Schnee alle Ungleichheiten unter trügerischer Decke verbarg. Sie hastete vorwärts. „Die Kinder, Marianne! Denk' an Gott!“ rief sie immer wieder.

Endlich stand sie neben ihr, umschlang sie mit ihren kräftigen, jugendstarken Armen, zwang sie von der gefährlichsten Stelle zurück, trug sie fast bis zum Hang.

Die Unglückliche widerstrebte nur schwach. Mehr wohl als bessere Überzeugung lähmte Madeleines plötzliches Erscheinen ihr Willen und Entschluß. Zitternd lag sie in den Armen des Mädchens.

Dann, als Madeleine sie auf dem Geleise niedergleiten ließ, um Atem zu schöpfen, kauerte sie wimmernd im Schnee, die Kniee hochgezogen, das Gesicht, über das die Haare in wirren Strähnen herabhingen, in den Händen.

Ratlos harrte Madeleine neben ihr. Vorhin, in den ersten Augenblicken der Erregung, hatte die junge Kraft sie über alles hinfortgetragen. Nun wußte sie nicht, was beginnen. Sie versuchte wohl, der Landsmännin zuzusprechen — aber sie fühlte, wie wenig Worte dieser Verzweiflung gegenüber vermochten . . .

Und ringsum, im Schatten der Nacht, die tiefe Einsamkeit. Wohl schimmerte der Schein der elektrischen Leuchten aus der Maschinenwerkstatt bis hier herüber. Dazwischen aber schäumte die Divorca, und ihr Toben und Brausen übertönte jeden Ruf . . .

Und doch durfte sie die Unglückliche nicht allein lassen, um Hilfe herbeizuholen. Sie mußte die ihrer Sinne nicht Mächtige bewegen, aufzustehen, mit ihr zu gehen . . . das arme Weib war ja von Haus fortgelaufen, nur dürftig bekleidet, im bloßen Kopf, die Füße in dünnen Bastschuhen . . . und der Sturm fauchte noch immer eisig durch die Thalenge.

Madeleine kniete im Schnee neben ihr nieder, umschlang sie, als möchte sie ihr von der Wärme des eigenen Körpers abgeben, bat, flehte . . . „So komm doch nur, Marianne! So sprich doch nur . . .“

Vergebens! Bis sich die Unglückliche plötzlich auf die Kniee warf, die Arme reckte. Jäh brach ihr Schluchzen ab. Eine Sekunde starrte sie, ohne sich zu regen, auf das dunkle Felsmassiv drüben. Und dann schrie sie auf, schrill, wie in einer großen Klage, in haßerfüllter Drohung: „Verfluchtes, dreimal verfluchtes Werk! Den Vater hast Du mir erschlagen! Meinen Bruder haben sie eingescharrt am Gotthard! Meinen Kindern hast Du den Vater genommen! Was Du bringst, ist Verderben! Fluch über Dich! Fluch und Verdammung!“

Es gellte durch das Thal über alles Sturmesbrausen und Wasserrauschen. Es schnitt wie Stahl in Madeleines Herz. Sie konnte nicht aufschauen, sie vermochte keinen Laut, keine Bitte über die Lippen zu bringen. Bis ins Mark hinein erschauerte sie. Nur ihre Hände fügten sich unwillkürlich zusammen, zu einem wortlosen Gebet.

Eine Weile noch kniete Marianne Gerresheim mit hocherhobenen Händen, in den Augen ein unheimliches Leuchten, der schmale, armselige Körper wie zu Stein erstarrt.

Dann brach sie zusammen, mit einem letzten schneidenden Aufschrei.

Minuten vergingen, ehe Madeleine sich zu rühren wagte. Sie, die mit Lebensgefahr das unglückliche Weib vom Rande des Abgrundes fortgerissen hatte, ohne zu zögern — sie fürchtete sich jetzt vor ihr. War's doch gewesen wie ein Ausbruch des Wahnsinns . . . diese schreckliche Drohung . . . dieser Fluch, der ihr immer noch in der Seele nachgellte: der Fluch auf des Vaters Werk . . .

Mühselig, langsam mußte erst das Mitleid die Furcht besiegen. Bis sie dann, immer noch in dumpfer Scheu, ihre Hand auf Mariannes Schulter legte und leise bat: „Steh' auf . . . Wir wollen gehen!“

Da schlug die Frau die Augen auf, sah sich wirr um, richtete sich auf und strich sich mit der Rechten über die Stirn. Dann umklammerte sie plötzlich des Mädchens Arm . . . „Die Kinder! . . . Nach Haus . . . ja . . . Gott, mein Gott! . . .“

Madeleine hob sie empor.

Und sie schritt willig, auf deren Arm gestützt, bis vor die Thür des kleinen Hauses, das ihr ein glückliches Heim gewesen war durch drei Jahre hindurch . . . bis zum gestrigen Tage.

2. Kapitel.

Langsam rollte der Zug durch den engen, noch nicht zum vollen Tunnelprofil ausgebrochenen Stollen. In tiefer Dunkelheit. Die kleinen Bergmannslampen verbreiteten immer nur einen winzigen Lichtkreis um sich her. Dann und wann hob bald Lintal, bald Matthiesen die Leuchte, um irgend ein Stück Zimmerung, ein Stück der feuchten, schwarzen Felswand im Vorüberfahren zu besichtigen; dann und wann galt es wieder, die Lampen unter einem Zipfel des Mantels zu schützen, wenn vom First herab das Bergwasser in breiter Regentraufe herunterrieselte. Noch war die Luft verhältnismäßig gut, die Temperatur nicht drückend.

Die beiden Männer sprachen wenig. Einige Male tauschten sie kurze Bemerkungen aus, über den Zustand der durchfahrenen Strecke, über den Transport der Hölzer nach vorn, über die Zunahme des Wasserandrangs. Alles streng sachlich. Nur einmal fragte Lintal: „Es bleibt also dabei, daß Sie im Februar in das alte Raubnest, das Cialdinischloß einziehen — wirklich, Herr Kollege? Na — es wird für Sie auch eine Wohlthat sein, wieder eine eigene Häuslichkeit zu haben.“

„Gewiß, Herr Lintal!“

„Wann denken Sie denn, daß Ihr Fräulein Schwester eintrifft?“

„Sie will das Weihnachtsfest noch in Hamburg verleben. In der ersten Januarwoche hoffe ich sie dann von Locarno abholen zu können.“

„So — so! Nun . . . ich freue mich für meine Tochter, daß ein junges Mädchen in unsere Einsamkeit kommt. Egoistisch — was? Aber Madeleine lebt zu einsam. Was hab' ich nicht schon gebeten, sie soll sich ihre kleine Pensionsfreundin . . . Odile Beauvan . . . Sie wissen vielleicht . . . einmal herkommen lassen. Immer vergebens —“

Matthiesen neigte schweigend den Kopf. —

Allmählich stieg die Temperatur, die Luft wurde dumpfer und schwüler. Einzelne der Arbeiter begannen schon, sich in ihrer hockenden Stellung der Jacken zu entledigen. Lintal ließ seine Uhr repetieren: „Halb elf! Wir müssen gleich bei Kilometer drei sein.“ Und nach einer Pause: „Haben Sie heut früh vor Ort die Temperatur gemessen, Kollege? Wie war's?“ Halblaut — die Arbeiter brauchten es nicht zu hören — gab der Oberingenieur zurück: „39 einhalb!“ Der Chef zuckte die Achseln.

Weiter und weiter, immer mehr die Fahrt verlangsamend, kroch der Zug vorwärts durch die Enge. Hier und dort blinkte seitlich das kleine Licht eines Streckenwärters auf oder die Leuchten einiger Arbeiter, die an der Zimmerung Reparaturen ausführten. Hart an der Wand standen sie unbeweglich, bis der letzte Wagen vorüber war. So schmal der Raum, daß die Borde der Lowries fast ihre Leiber streiften, während sie die Köpfe unter der mächtigen Eisenröhre beugen mußten, in der die Druckluft nach vorn getrieben wurde.

Das fröhliche Geplauder der Leute auf den Wagen war längst verstummt. Der und jener hob seine Lampe hoch, putzte am Docht herum, und, wenn sie heller aufflammte,

Adlerjäger. Nach dem Gemälde von L. Knaus.
(Copyright 1901 by Franz Hanfstaengl, Munich.)

beleuchtete sie die dicken Schweißperlen auf der Stirn. Endlich weitete sich der Stollen ein wenig, gerade genug, um noch ein zweites Geleise aufzunehmen. Der ‚Bahnhof' — 3500 Meter von der Einfahrt.

Die Maschine polterte über eine Weiche und hielt. Die Arbeiter sprangen ab, kletterten über die Wagen auf dem Nebengeleis, strömten in dichtem Haufen, die ganze Breite des Stollens füllend, nach vorn. Eine andere Schar wartete schon auf die Rückfahrt; geschwärzt vom Dampf und Rauch, mit hängenden Köpfen, matt und müde standen und hockten sie umher auf dem mannsdicken Rohr für die Wasserleitung, den aufgestapelten Balken und Brettern. Kaum daß ein Gruß, ein Wort zwischen den Kommenden und Gehenden gewechselt wurde.

Auch einer der Bauführer kam gerade von vorn zurück. Er schlich mehr, als daß er schritt, den Rücken gekrümmt, die Schultern wie unter einer Last nach vorn gedrückt, Fuß um Fuß mühsam nachziehend. Erst als Matthiesen, ihn erkennend, die Lampe hochhob, sah er auf, reckte die Glieder zusammen und meldete halb automatenhaft: „Nichts Neues —"

„Arnold, Kollege! Wie sehen Sie aus, armer Kerl! War's denn so bös vor Ort?"

„Nicht viel anders wohl als jetzt immer, Herr Matthiesen." Er zog sein Taschentuch heraus und wischte sich den Schweiß und Schmutz aus dem Gesicht. „Aber der Geier mag das aushalten . . . vier Stunden vor Ort. Die Leute können's auch nicht mehr. Die Schicht muß weiter verkürzt werden." Seine Stimme klang ganz heiser.

„Ich werde mit Herrn Lintal sprechen. Er ist übrigens mit eingefahren." Der Oberingenieur deutete nach rückwärts, wo der Chef mit dem Depotverwalter sprach.

Der Bauführer zögerte ein wenig. Dann sagte er doch: „Wenn ich mir erlauben darf —"

„Sprechen Sie nur —"

„Ich wollte nur sagen . . . wenn Sie's können, bestimmen Sie den Alten, daß er mit der Schießerei aufhören läßt. Ich hab' unter ganz ähnlichen Verhältnissen — nur ohne diese blödsinnige Hitze — im Hausteintunnel gearbeitet. Glauben Sie's mir, wird geschossen, so bekommen wir einen Kladderadatsch herunter, der nicht von schlechten Eltern ist. Es sah schon bei der letzten Attacke schlimm genug aus."

Matthiesen zuckte mit den Achseln. „Die Entscheidung muß heut getroffen werden. Wir werden ja selbst sehen. Wer ist übrigens von den Herren vor Ort?"

„Rovere."

„So — das freut mich. Und nun, Landsmann, legen Sie sich lang hin in eine Lowry, lassen Sie sich herauskarren, und dann gleich eine ordentliche Douche und einen Schluck Barelo. Nicht zu knapp! Gott befohlen, Arnold!"

„Glück auf, Herr Matthiesen!"

Einige Minuten noch mußte der Oberingenieur auf Lintal warten. Dann schritten sie neben einander den Arbeitern nach, deren Lampen noch aus der Ferne wie winzige Irrlichter glimmten. An ein paar Wagen mit Schotter vorbei, die ein Maulesel im müden Trott zum Bahnhof zog; über Balken und Schienenstapel tastend und kletternd; mit den Füßen im Wasser, das, je weiter sie vorwärts kamen, immer höher und höher stand. Bei jedem Schritte blieben die Stiefel tief im Schlamme stecken.

Mehr und mehr stieg die Hitze, immer dumpfer wurde die Luft, immer erschwerter das Atemholen. Während der Schweiß wie im Dampfbade aus allen Poren drang, legte es sich wie ein Gürtel um die Brust. Das Herz begann stärker zu arbeiten. —

Matthiesen schritt noch immer ohne Ermüdung aus. Er kannte sie überhaupt kaum, mit seiner unverwüstlichen Zähigkeit, seinen stählernen Nerven. Er empfand, worunter andere stöhnten, fast stets nur als Unbequemlichkeit, die ihm Kinderspiel war zu überwinden.

Aber er merkte, Lintal wurde der Marsch durch den engen, niederen Stollen heut schwer. Der Chef suchte es zwar sichtlich zu verbergen. Wenn er stehen bleiben mußte, um Atem zu schöpfen, das pochende Herz sich ein wenig beruhigen zu lassen, that er's immer unter einem Vorwand; leuchtete ein Stück Fels ab, legte das Ohr an die Luftleitung, sah nach der Druckwasserröhre oder begann mit irgend einem Arbeiter ein Gespräch. Seine Stimme klang heiser; er sprach in möglichst kurzen, scharf abgeschnittenen Sätzen.

Matthiesen beobachtete ihn aufmerksam. Er dachte unausgesetzt an das Versprechen, das er Madeleine gegeben hatte. Aber er kannte die Willenskraft des alten Herrn, wußte ganz genau, daß der sich schwer zu irgend welcher Schonung der eigenen Person bewegen ließ, ja daß er im stande war, die bestgemeinte Warnung sehr übel zu vermerken. Er konnte sehr eigensinnig sein, wenn in Frage kam, was er als Pflicht auffaßte.

So gingen sie weiter und weiter, nur daß ihr Schritt sich immer mehr verlangsamte. Ein paarmal stieß Lintal mit den unsicher werdenden Füßen hart an einen Geröllhaufen, mehrfach erlosch ihm die Lampe, weil er versäumte, sie vor dem aus dem First herabrieselnden Bergwasser zu schützen.

Endlich blieb Matthiesen stehen. „Alle Wetter," sagte er, „es ist wirklich der reine Backofen. Es geht mir doch auf die Nerven — ich merke, daß ich heut zum zweitenmale eingefahren bin. Ist's Ihnen recht, Herr Lintal, wenn wir ein paar Minuten drüben im Dynamitmagazin rasten?"

Der Chef merkte vielleicht die Absicht, er blinzelte jedenfalls mißtrauisch zu Matthiesen herüber. Aber er sagte doch nicht nein. Im Gegenteil, er meinte: „Gewiß — ich habe so wie so noch einiges mit Ihnen zu besprechen."

Das Dynamitmagazin war nicht viel mehr als eine seitlich in den Fels gehauene, durch eine Thür verschließbare Nische; nur etwa der Tagesbedarf an Patronen war hier, unter der Aufsicht eines zuverlässigen älteren italienischen Unterbeamten, gelagert. Der Raum so eng, daß er knapp für zwei Männer Platz bot. Lintal schickte den Beamten denn auch gleich heraus und ließ sich todmüde auf einer der Dynamitkisten nieder; Matthiesen lehnte an der Wand. Die Lampen hatten sie draußen dem Aufseher übergeben — nur ein matter Schimmer drang durch die Thürspalte und fiel schräg auf die gebeugte Gestalt, das gefurchte Gesicht Lintals.

Er saß eine ganze Weile, ohne zu sprechen. Seine Brust ging schwer. Die Rechte drückte er auf das Herz, als könne er so den tobenden Puls beruhigen.

Dann sagte er plötzlich: „Wir haben heut früh ein neues Dekret der italienischen Regierung bekommen . . . wegen des Dynamits. Allerlei lästige Vorschriften und noch lästigere Wünsche. Auch bezüglich der Überwachung der Arbeiter . . . als ob uns das nicht schon genug Wirtschaft, Kosten, Mühe machte. Die Herren Anarchisten spuken der Regierung im Kopfe herum. Bitte, lieber Kollege, sehen Sie das Schriftstück doch 'mal morgen auf dem Büreau ein —"

Es wollte Matthiesen scheinen, als sei das alles nur eine Art von Einleitung, wie sie Lintal bisweilen liebte. Er neigte nur kurz den Kopf — und wartete.

Wieder vergingen einige Minuten.

Lintal saß mit hängendem Haupt, die Rechte immer noch auf dem Herzen, die Finger der linken Hand tasteten auf dem Knie herum. Den dickgefütterten Filzhut, der, zum Schutz gegen herabfallende kleinere Steine, zum Tunnelanzug gehört, hatte er abgenommen und zur Seite geworfen. Eine breite Strähne seines grauen Haares war über die mächtige Stirn geglitten. Er sah sehr alt, sehr verfallen aus. Und wieder gedachte Matthiesen der Sorgen Madeleines.

Endlich richtete Lintal sich ein wenig auf: „Es muß doch wohl gesagt sein, Kollege —" begann er — „es kann so nicht weiter gehen. Nicht etwa wegen der augenblicklichen Schwierigkeiten vor Ort . . . auf die pfeife ich! Aber ich sehe ein, daß wir für bessere Luftzuführung sorgen müssen. Auch in Bahl kommen sie nicht mehr recht vorwärts. Ich bin entschlossen, hüben und drüben eine größere Ventilations-

anlage zu schaffen . . . vielleicht mit Einfügung einer Zwischenstation im Stollen, in der wir die Druckluft noch einmal einer energischen Abkühlung unterziehen . . .“

Er brach ab und sah erwartungsvoll zu dem Oberingenieur auf. Erst nach einer Pause setzte er hinzu: „Nun — was sagen Sie dazu?“ Es klang ein wenig verstimmt.

Matthiesen zögerte noch immer. Er wußte, wie schwer es war, hier gegen eine vorgefaßte Meinung anzukämpfen. Dann erklärte er doch: „Sie wissen ja, Herr Lintal, daß ich ein Gegner von Palliativmaßnahmen bin. Sie werden mir nicht recht geben — aber da Sie mich fragen, muß ich wohl antworten. Und wenn Sie die größte Ventilationsanlage bauen, kommen wir damit im günstigsten Fall, hier wie drüben bei Bahl, je tausend Meter weiter. Dann stehen wir wieder auf dem alten Fleck; die Temperatur steigt, die Druckluft kommt schon warm vor Ort, die Weiterarbeit wird schließlich unmöglich.“

„Pah! Es gibt für die heutige Technik keine Unmöglichkeit.“

„Die gibt es doch, Herr Lintal. Jedem menschlichen Können ist eine Grenze gesetzt. Aber hier scheint auch mir eine solche noch nicht erreicht. Ich kann freilich nur auf meinen alten Vorschlag zurückkommen —“

„Den berühmten Parallelstollen! Ich weiß — ich weiß! Lieber Matthiesen, ich habe Sie wirklich schätzen gelernt. Aber dieser Parallelstollen, der Millionen verschlingen würde, ist geradezu Ihr Tollpunkt — verzeihen Sie!“

„Und Sie werden sich dennoch für ihn entscheiden müssen, wenn Sie Ihr Werk vollenden wollen —“

Lintal lächelte trübe. „Ich, lieber Kollege? Es will mir oft scheinen, als ob ich nicht dabei sein werde, wenn Ihr zum letztenmal die Bohrer ansetzt. Was kommt es auch schließlich darauf an, wenn nur mein Werk selbst vollendet wird. Obschon . . . leicht ist es nicht, die Kräfte schwinden zu fühlen . . . an einem halben Mißerfolg. Es gibt wohl Stunden, in denen ich wünschte, diesen Tanole-Paß nie gesehen zu haben . . . auch meiner Tochter wegen . . .“

Noch nie hatte Matthiesen den alten Herrn so sprechen hören. Er kannte ihn nur als eine Kampfnatur, die unter Schwierigkeiten immer neue Kräfte zu gewinnen wußte, der jedes Zagen fern lag. Es ergriff ihn, Lintal so weich zu sehen. Er wollte entgegnen, Einwürfe machen — trotzdem er eigentlich sachlich nicht zu widersprechen vermochte —, doch Lintal schüttelte abwehrend den Kopf. Und dann fragte er plötzlich, ganz unvermittelt: „Was haben Sie eigentlich mit Madeleine, lieber Matthiesen? Es ist ja neuerdings fast, als lebten Sie auf dem Kriegsfuß mit einander?“

Matthiesen traf die Frage ganz unvorbereitet. Er hatte nie daran gedacht, daß Lintal das etwas gespannte Verhältnis zwischen seiner Tochter und ihm überhaupt beachte. Seiner ganzen Art widerstand es auch, sich auszusprechen. Er biß die Lippen zusammen, sein Gesicht wurde herb, fast trotzig. Wozu setzte ihm der alte Mann da derart die Pistole auf die Brust? Wenn er versucht hatte, einen leichteren Ton anzuschlagen — für eine Plauderfrage war weder der Ort angethan, noch die Verbindung mit allem, was sie soeben besprochen hatten. Hätte er die gleiche Frage in seinem Salon gethan, so würde man mit einem Scherz haben darüber hinkommen können — wenn dieser Scherz auch schmerzte. Jetzt war das unmöglich. Darum lieber gar nicht antworten.

Da begann Lintal wieder: „Ich kann mir gar nicht denken, daß es dieser alberne Nationalitätenhader ist, der Madeleine beeinflußt. Mein Himmel, ich habe ja 1871 natürlich auch für Frankreich optiert — so in der ersten aufwallenden Erregung. Nachher hab' ich doch wieder friedlich in der alten Heimat gelebt, in den kargen Zwischenräumen meines Wanderlebens, und meine Tochter ist in Garberg unweit von Zabern geboren. Meine verstorbene Frau war sogar eine Reichsdeutsche. Ich hätte das Kind vielleicht nicht in das Pariser Pensionat thun sollen . . . dort hat man sie zur Patriotin gestempelt.“

„Ich glaube nicht, daß Fräulein Tochter sich so leicht beeinflussen läßt —“

„Je nun — je nun! Übrigens . . . ich sagte es wohl schon . . . ich kann Madeleine nicht für so kindisch halten, diesen politischen Hader gar auf das persönliche Gebiet zu übertragen.“

Er sah wieder zu Matthiesen auf, eine Antwort, einen Einwurf erwartend. Aber der schwieg hartnäckig.

Der alte Herr hatte seinen Filzhut aufgenommen und drehte ihn zwischen den Händen. Dann stand er plötzlich auf und sagte in ganz verändertem, ganz geschäftsmäßigem Tone: „Wir müssen nun aber gehen. Es wird Zeit, wenn wir das Bohren in dieser Attacke noch sehen wollen.“

Und sie drangen weiter durch die Dunkelheit vorwärts, der Arbeitsstätte vor Ort zu. Lintal schien die Rast gut gethan zu haben, oder er bezwang sich: er schritt frischer aus, trotzdem die Hindernisse auf dem Wege — Schlamm, Schutterungsgeröll, Holzstapel — sich häuften, die Hitze immer mehr stieg.

Jetzt schimmerten die Leuchten der Arbeitsgruppen vor Ort bereits deutlich herüber, und das Geräusch der Bohrmaschinen, ein undeutliches Gewirr von Stimmen drangen zu den gebückt an den Wänden des Stollens Vordringenden. Auf dem Geleise in der Mitte schoben die jungen, halbnackten Burschen, von Schweiß triefend, die Hunde mit dem Gestein der letzten Schutterung nach rückwärts.

Als dann die Druckluftleitung zu Ende ging, blieb Lintal einen Augenblick stehen. Er hielt seine Hand vor die Öffnung der schwarzen Röhre: „Schauen Sie nur, Kollege, wie das bläst! Es ist gar nicht so schlimm — ich kann wirklich die Luft nicht so arg finden. Die Leute neigen doch immer zu Übertreibungen. Glauben Sie mir: wir kommen mit einer genügend verstärkten künstlichen Ventilation doch noch zum Ziele.“

Eine Antwort wartete er nicht ab, legte vielmehr die letzten hundert Schritt bis vor Ort, als wolle er zeigen, daß es wirklich ‚nicht so schlimm sei‘, in verstärktem Tempo zurück und trat sofort an die Seite Roveres, des aufsichtsführenden Beamten, neben den Bohrwagen.

Die stählernen Schneiden knirschten bereits tief im Gestein der Felswand. Das Druckwasser, das sie trieb, quoll nach gethaner Arbeit in starken Strahlen zwischen die Füße der Arbeiter, die, nur mit einem leinenen Beinkleid um die Hüften, die ausgestreckten Arme der Maschine bedienten, die Wasserhebel regulierten, seitlich und im First die Zimmerung vollendeten. Wie die Cyklopen sahen sie aus mit ihren rauchgeschwärzten, schweißglänzenden Oberkörpern. Wieder und wieder tauchten sie die Hände in das kühlere Abflußwasser der Maschine, netzten sich die heißen Gesichter, die keuchende Brust. Nur das Notwendigste wurde gesprochen. Zunge und Gaumen dörrten in dieser sengenden Atmosphäre, in dieser, von dem Rauch der Lampen, den Gasen der letzten Sprengung, von der Ausdünstung der schweißtriefenden Männer geschwängerten Stickluft.

4480 Meter vom Eingang — mitten im Gebirge, das in der fünfmaligen Höhe der Kölner Domtürme über der Arbeitsstelle lastete —

Matthiesen leuchtete die Zimmerung ab. Schon seit zwanzig Metern mußte man mit dem vollständigen Ausbau, mit sorgsam gefügten Stützen und Pfählen, vorgehen, während bisher der eisenharte Gneis eine völlige Auszimmerung immer nur auf ganz kurze Strecken erforderlich gemacht hatte. Er zog den Taschenthermometer heraus und maß die Temperatur . . . 41,5 Grad! Er maß auch die Temperatur des Bergwassers, das in bedenklicher Masse zwischen den Pfählen des Firstbaus herabrann . . . es war heiß . . . fast 29 Grad!

Dann endlich trat er neben Lintal und Rovere.

(Fortsetzung folgt.)

Wettervorausbestimmungen.

Von Dr. Klein.

Die Witterungslehre oder Meteorologie gehört zu den jüngsten unter den Naturwissenschaften, obgleich das Wetter den Menschen auf Schritt und Tritt beeinflußt und seine Thätigkeit, sein Wohlbefinden, ja seine Gemütsstimmung in hohem Grade von den Witterungszuständen abhängt. Wenn trotzdem erst in neuerer Zeit die Meteorologie sich zum Range einer Wissenschaft emporgeschwungen hat, so darf man schon aus diesem Umstand schließen, daß es ganz besondere Schwierigkeiten sind, mit denen sie zu kämpfen hat. Dies ist in der That der Fall, und zwar bestehen die Schwierigkeiten einerseits darin, daß die Kräfte, welche die wechselvollen Zustände der Atmosphäre bedingen, sich in überaus komplizierter Weise gegenseitig beeinflussen und anderseits die Beobachtungen, als die Grundlagen spezieller Forschungen, sich auf überaus große Teile der Erdoberfläche sowie die höheren Regionen des Luftmeeres und sehr viele Jahre erstrecken müssen, was selbst bis heute nur sehr unvollkommen erreichbar ist. Das große Publikum hat hauptsächlich nur so weit Interesse für die Meteorologie, als diese sich mit Vorausbestimmung des kommenden Wetters oder wie das Volk sagt mit Wetterprophezeiung befaßt, ja der populären Anschauung gemäß besteht die Meteorologie wesentlich in nichts anderem als in der Aufstellung von Wetterprognosen. Richtig ist nur, daß die Vorausbestimmung des kommenden Wetters auf möglichst geraume Zeit hinaus, das höchste Ziel der Meteorologie bildet, ein Ziel, das aber unendlich viel schwieriger vollkommen zu erreichen ist, wie etwa in der Astronomie die Vorausbestimmung einer Sonnen- oder Mondfinsternis oder der Stellungen der Planeten. Man darf behaupten, daß die heutigen Meteorologen bezüglich der Vorausbestimmung des Wetters auf einem Standpunkte stehen, der etwa vergleichbar ist dem Standpunkte, auf welchem die alten Chaldäer bezüglich der Vorausbestimmung astronomischer Erscheinungen vor 4000 Jahren sich befanden. Der Grund dieses Zurückbleibens liegt lediglich in der Schwierigkeit des Gegenstandes, und deshalb sind auch weittragende neue Entdeckungen auf dem Gebiete der Meteorologie viel seltener zu erwarten, als auf demjenigen der Astronomie. Die wichtigste Entdeckung dieser Art, welche gewöhnlich dem niederländischen Forscher Buys Ballot (1817—1890) zugeschrieben wird, ist das allgemeine Windgesetz; es bildet den Grundpfeiler der wissenschaftlichen Wettervoraussage und ist zugleich die einzige allgemeine Regel auf diesem Gebiete, welche ausnahmslose Gültigkeit hat. Man kann diese Regel am kürzesten so fassen: die Luft strömt aus einem Gebiete hohen Luftdruckes (einem barometrischen Maximum) nach dem nächsten Gebiete niedrigen Luftdruckes (einem barometrischen Minimum), wobei sie auf der nördlichen Erdhälfte eine Ablenkung nach rechts, auf der südlichen nach links erfährt. Infolgedessen weht auf unserer Erdhälfte der Wind um ein barometrisches Minimum in einer Richtung, welche der Bewegung des Uhrzeigers entgegengesetzt ist, um den Ort des höchsten Luftdruckes dagegen in der nämlichen Richtung, in welcher sich der Uhrzeiger um seine Achse dreht.

Die Schnelligkeit der Luftbewegung, also die Windstärke, hängt von der Größe des Luftdruckunterschiedes ab, je beträchtlicher dieser ist, um so heftiger weht der Wind. Die Gebiete niedrigen Luftdruckes (barom. Minima) sind durchschnittlich auch Gebiete wolkigen, regnerischen, unruhigen Wetters, die Gebiete hohen Luftdruckes zeichnen sich dagegen durch heiteres, trockenes, ruhiges Wetter aus. Endlich bewegen sich die barometrischen Minima im westlichen Europa gewöhnlich rasch und zwar im allgemeinen von West nach Ost, bisweilen auch von Süd nach Nord oder umgekehrt.

Das sind kurz und ganz allgemein die Grundlagen, auf denen die heutige wissenschaftliche Wetterprognose beruht, andere gibt es nicht. Nun wäre es hiernach allerdings nicht schwer, wenn man die Lage der barometrischen Minima und Maxima durch telegraphische Mitteilung der Beobachtungen an genügend zahlreichen Orten kennt, die kommende Gestaltung des Wetters für einen beliebigen Punkt vorauszusagen, wenn die barometrischen Minima sich mit bekannter Geschwindigkeit auf einem bestimmten Wege, und ohne sonstige Veränderungen zu erleiden, fortbewegten. Das ist aber leider nicht der Fall. Diese atmosphärischen Gebilde sind vielmehr in ihrem Verhalten ganz unberechenbar, sie entstehen und verschwinden, ohne daß man vorher weiß, wo und wie, sie bewegen sich bald rasch, bald langsam, verändern sich und schlagen Wege ein, die man nicht erwarten sollte. Auch ist die Witterung innerhalb der barometrischen Minima zwar meist wolkig und regnerisch, aber durchaus nicht immer, und ebenso fallen im Gebiete barometrischer Maxima bisweilen gewaltige Regen. So bleibt der Meteorologe stets im Ungewissen, wie sich die weitere Gestaltung der Wetterlage vollziehen wird, und gar oft werden seine sichersten Erwartungen bitter getäuscht. Dies gilt gleichmäßig für die Wettervorausbestimmungen im Binnenlande, wie für die sogenannten Sturmwarnungen. Das Publikum weiß dies aus der Erfahrung und behandelt die Wettervoraussagen als „Aussichten", denen keinerlei Verbindlichkeit beigelegt wird und auf die man sich durchaus nicht verlassen kann, die also eine Annehmlichkeit, aber keinen praktisch verwertbaren Nutzen gewähren. Seltsamerweise gibt es einige Meteorologen, welche trotz aller eigenen und fremden Erfahrungen so befangen sind, zu behaupten, die jetzigen Wetterprognosen seien von großem praktischen Werte für die Landwirtschaft und könnten sogar auf mehrere Tage voraus ausgedehnt werden, so daß der Landwirt sich in der Anordnung seiner Arbeiten nach den Voraussagungen richten könne. Wer die Sachlage genauer kennt und ein unabhängiges Urteil abgeben kann, muß über diese Verheißungen lächeln, ja er dürfte sie mit allem Rechte in den stärksten Ausdrücken abweisen. Die bloße Kenntnis der Verteilung des Luftdruckes und die Anwendung der allgemeinen Regeln auf den Charakter des Wetters reichen nicht aus, um auch nur für den folgenden Tag die Witterung mit größerer Sicherheit vorauszubestimmen, als wenn man einfach sagen würde: „Morgen wie heute." Mit den sogenannten Sturmwarnungen ist es nicht besser bestellt; erfahrene, unabhängige Beobachter haben erklärt, daß ihnen niemals eine Sturmwarnung zugekommen sei, früher als sie selbst an ihrem Aufenthaltsort das Herannahen eines Sturmes erkennen konnten.

Lange Zeit glaubte man in Europa, die Wettervoraussage in Nordamerika habe eine sehr hohe Stufe der Sicherheit erreicht und schrieb dies dem Umstande zu, daß drüben staatlicherseits große Mittel aufgewendet würden, um Witterungsdepeschen zusammenzubringen; es würde, so meinte man, in Europa schon ebenfalls gelingen, bessere Resultate zu erzielen, wenn nur mehr pekuniäre Mittel zur Hand wären. Daß die lobenden Berichte aus Amerika vielfach Schwindel waren, daran dachten die europäischen Meteorologen nicht im entferntesten. In Wirklichkeit wurden die von dem staatlichen „Signal Service" ausgegebenen Witterungsvoraussagen drüben vom Publikum verlacht, und in einem Bostoner Blatte äußerte jemand u. a.: „Man müsse eine hohe Vorstellung davon gewinnen, wie weit es das Washingtoner Prognosenbüreau darin gebracht habe, stets das Wetter falsch anzusagen." Die interessierten Freunde und Anhänger des „Old Prob" rechneten dagegen nach einer ihm eigentümlichen Methode heraus, daß dessen Wetterverkündigungen hohe Trefferprozente hätten und daher nur Böswillige unzufrieden sein könnten. Um nun in dieser Sache Klarheit zu schaffen, ließ der Meteorologe Helm Clayton von Seite zweier schlichten Leute, die nichts von Meteorologie wußten, einen Monat lang Wetterprophezeiungen für den nächsten Tag machen, die er dann mit denjenigen des staatlichen Wetterbüreaus nach dessen Prüfungsmethode verglich. Das Resultat war, daß die unwissenden Landleute 80 Prozent richtige Treffer hatten, während die Prophezeiungen des Signal Service nur 77 Prozent Treffer aufwiesen. In Deutschland ist es mit den allgemeinen, für größere Landesteile ausgegebenen Prognosen nicht besser, ja sie erreichen niemals 77 Prozent Treffer. Von einer Ausdehnung der Prognosen auf zwei Tage voraus kann unter diesen Umständen gar keine Rede sein, und sollen dieselben vollends so präzise gefaßt werden, daß der Landwirt danach seine Arbeitsdispositionen treffen kann, so werden sie ganz bestimmt Fiasko machen. Diese Prophezeiung wird unzweifelhaft eintreten. Man hat lange geglaubt, und manche glauben dies noch, daß durch Erweiterung des täglichen wettertelegraphischen Materiales die Sicherheit der Prognosen gewinnen würde, und noch kürzlich konnte man in vielen Zeitungen lesen, daß durch die Legung eines Telegraphenkabels nach Island die Wetterverkündigungen und Sturmwarnungen wesentlich an Sicherheit gewinnen würden. Das ist nicht der Fall. Die Depesche aus Island wird zwar unsere Kenntnis des täglichen Witterungszustandes nordwestwärts über dem Nordatlantic erweitern, aber sie ist eher geeignet, ein Element der Unsicherheit für die Praxis der Prognosenstellung zu bilden. Denn sie vermag nichts Sicheres über die Bahn einer in jener Richtung etwa liegenden Depression oder über deren Umgestaltung während der Bewegung zu sagen. Darauf aber kommt es in erster Linie an. Eine bloße Erweiterung des Beobachtungsnetzes an der Erdoberfläche kann nicht viel helfen, dies haben die bisherigen Erfahrungen zur Genüge gezeigt, die alte Praxis allein ist nicht weiter entwickelungsfähig. Dagegen eröffnen sich ganz neue Aussichten durch das Studium der höheren Luftschichten. Es haben nämlich die bisherigen, an mehreren Orten zu gleicher Zeit periodisch stattfindenden Ballonfahrten höchst wichtige Resultate über die Veränderungen in der Verteilung des Luftdruckes ergeben, also über die Hauptquelle, aus der die Wetterveränderungen entspringen. Man fand auf diesem Wege, daß die barometrischen Depressionen und Gebiete hohen Luftdruckes, welche durch die täglichen Beobachtungen der meteorologischen Stationen an der Erdoberfläche konstatiert werden, nur Gebilde von untergeordneter Natur sind und zudem Folgen der Luftdruckverteilung in den hohen Regionen der Atmosphäre. Daher wird begreiflich, weshalb die täglichen Wetterprognosen, welche sich nur auf die Luftdruckverteilung an der Erdoberfläche stützen, trotz aller Depeschen und Wetterkarten so oft völlig unrichtig sind und keinerlei praktischen Nutzen gewähren können, weil sie nämlich über die Vorgänge in den hohen Regionen der Atmosphäre, von wo die Veränderungen kommen, völlig im Dunkeln lassen. Nur das Studium der hohen Atmosphäre kann weiter helfen. Man müßte in der Lage sein, täglich Karten der Luftdruckverteilung und Temperatur in Höhen von 5000 und von 10000 Metern mit den bezüglichen Verhältnissen an der Erdoberfläche zu vergleichen, dann würden auch die Prognosen über das kommende Wetter an Sicherheit gewinnen. So weit sind wir freilich noch lange nicht, auch müßten vorher die Beziehungen der oberen zu der unteren Luftdruckverteilung genau festgestellt sein, wozu bis jetzt nur die ersten Schritte geschehen konnten.

Inzwischen belehren den Beobachter an der Erde häufig die Wolken der höchsten Luftregionen über die Zustände hoch oben und gestatten Schlüsse über das kommende Wetter, welche weit sicherer sind, als die gewöhnlichen Prognosen. Jene Wolken bestehen aus gefrorenem Wasserdampf und sind unter dem Namen Cirruswolken allgemein bekannt. Die Rolle, welche sie spielen, kann ich aus Mangel an Raum hier nicht vollständig darstellen; ich begnüge mich statt dessen, einige Regeln anzugeben, welche den Freund der Witterungskunde in den Stand setzen werden, mit Hilfe dieser Cirruswolken das kommende Wetter (den Regen) mit erheblich größerer Zuverlässigkeit, als dies auf andere Weise möglich ist, vorauszusehen. Derselbe hat zu diesem Zweck nur darauf zu achten, aus welcher Himmelsgegend die Cirruswolken ziehen und ob ihr Zug so schnell ist, daß man ihn gleich erkennen kann, oder ob er so langsam von statten geht, daß man ihn nur mit Mühe unterscheidet. Man merke sich also Folgendes: Cirruswolken, die aus Ost, Nordost oder Südost ziehen, sind, besonders wenn ihre Bewegung rasch erfolgt, Anzeichen von trockenem, schönem Wetter; doch folgt im Sommer auf Cirren, die aus Südost kommen, oft nach einigen Stunden ein Wärmegewitter. Cirruswolken, welche aus Süd, Südwest, West oder Nordwest ziehen, sind Regenbringer, und wenn ihr Zug rasch erfolgt, so kann man mit Sicherheit darauf rechnen, daß unter zehn Fällen achtmal spätestens im Laufe des nächsten Tages Regen fällt. Weht an der Erdoberfläche der Wind aus Südwest oder West und ziehen die Cirruswolken rasch aus Süd, so ist mit voller Gewißheit auf Regen innerhalb 24 Stunden zu rechnen; ziehen sie bei West- und Südwestwind rasch aus Südwest, West oder Nordwest, so kann man unter zehn Fällen neunmal auf Regen innerhalb 24 Stunden rechnen, und zwar am Orte des Beobachters. Von einer solchen Sicherheit bezüglich der kommenden Regen sind die Tagesprognosen der Centralstellen weit entfernt, und es kann mit ihnen auch nicht besser bestellt sein, da sie lediglich auf der Wetterlage um 8 Uhr morgens beruhen und plötzliche Umgestaltungen, die sehr oft bis zum Abend eintreten, nicht voraussehen lassen. Von solchen aber geben, sobald es sich um Regen handelt, die Cirruswolken die früheste und sicherste Andeutung, daher jeder, der die Bedeutung ihrer Bewegung kennt, sich dreist auf sie verlassen kann, auch dann, wenn die Wettervoraussagung der nächsten Centralstelle anders lautet. Das Vorstehende dürfte genügen zum Beweise, daß Wetterprognosen, die auf mehrere Tage im voraus mit Sicherheit den Wechsel der Witterung angeben, so daß ein praktischer Betrieb, wie die landwirtschaftliche Arbeit, darauf eingerichtet werden könnte, zur Zeit unmöglich sind, und Verheißungen dieser Art, mögen sie kommen, von wem sie wollen, nur als Humbug bezeichnet werden können.

Meeresträume.

(Hiddensöe.)

Des Meeres Stimme klingt in meine Träume,
Doch singt sie nicht, wie einst von toten Städten,
Versunknen Kronen, goldnen Prachtgeräten,
Glückselgen Inseln voller Palmenbäume.

Nein, stolze Bilder aus der Zukunft Tagen
Ruft sie mir wach mit ihren rauhen Weisen:
Geschwader seh' ich ziehn von Stahl und Eisen,
Die siegreich Deutschlands Adlerbanner tragen.

Und Häfen schau' ich, drin aus allen Zonen
Sich Güter türmen, deutschen Fleißes Segen,
Und Kolonien, am Urwaldsaum gelegen,
Wo deutsche Sprache, deutsche Sitten wohnen. —

Was trüb und welk, der Seewind fegt's von dannen,
Und freudig schwillt das Herz beim Brandungstosen,
Als säh' es singend lustige Matrosen
Zur Fahrt ins Weite keck die Segel spannen.

Reinhold Fuchs.

Die Himmelsziege.

Ein Charakterbild aus der akademischen Tierwelt. Von A. Stier.

Das alte liebe Jena hat also nun auch seine „Elektrische". Der Philister ist natürlich mächtig stolz darauf; aber er fährt nicht mit ihr. Denn das kostet Geld und hätte bei den minimalen Distanzen, in denen sich seine allabendliche Bierreise von Station zu Station bewegt, keinen großen Zweck. Höchstens in den Stunden zwischen Mitternacht und dem ersten Hahnenschrei, wenn „die Schwalben heimwärts ziehn". Aber da ruht der Betrieb. Und für den Bruder Studio hat die Sache erst recht keinen Zweck. Denn wenn er einmal niedersitzt, so sitzt er fest und geht so bald nicht weiter, und wenn er weitergeht, dann will er renommieren oder ulken. Zu einem taugt die „Elektrische" so wenig, als zum anderen. Ich glaube nicht, daß das Ding rentiert.

Mit der „Himmelsziege" war es etwas ganz anderes. Das war doch wirklich ein beliebtes, praktisches und zuverlässiges Beförderungsmittel. Zu der Zeit, da ich meine „fünf Semester wohlgemut" in Jena verbrachte, wäre eine zünftige „Spritztour" ohne Himmelsziege schlechterdings undenkbar gewesen. Besagtes Verkehrsinstrument war rechtmäßiges Eigentum eines Mannes, Schmidt geheißen. Oder vielmehr: „Spritzenschmidt", um ihn von anderen seines weitverbreiteten Geschlechts zu unterscheiden; auch „Steinschmidt" benannt, da er samt lebendem und totem Inventar am Steinweg sein Domizil hatte. Wenn man mit pp. Schmidt auf die Hälfte oder den dritten Teil seiner ursprünglichen Forderung handelseinig geworden, und das Dinggeld pränumerando in bar entrichtet hatte — Spritzenschmidt ließ sich stets vorausbezahlen, warum? Davon später — so erhielt man die Himmelsziege auf Gnade und Ungnade ausgeliefert, und nunmehr „konnte die Suite losgehen".

Für empfindsame Gemüter und Mitglieder des Tierschutzvereins will ich übrigens ausdrücklich bemerken, daß die Himmelsziege nicht dem genus caprae, sondern dem genus equi angehörte, und daß man somit durchaus nichts Ungebührliches von ihr verlangte, wenn man selbst als ausgewachsener, kräftig entwickelter Vollmensch das ganze Gewicht seiner Person ihr zur gelegentlichen Weiterbeförderung anvertraute.

Wieso sie zu ihrem mythologischen Namen gekommen war, ließ sich allerdings nicht mehr feststellen. Die Bezeichnung war uralt. So alt, als der Gegenstand selbst. Die Himmelsziege war nach Aussage der ältesten Semester „schon immer dagewesen". So viel aber stand für jeden biologisch Gebildeten fest, daß ihr Pedigree an irgend einer Stelle thatsächlich einen leibhaftigen Ziegenbock aufweisen mußte. Sie trug zwar keine Hörner, aber dafür war sie am ganzen Leibe mit graubraunem zottigen Haar bewachsen und hatte — einen Bart. Einen veritabeln grauen Kinnbart! Ein anderweiter Atavismus trat darin zu Tage, daß das fidele Pferdchen, wenn es in seinem kurzen Zuckeltrab durch die Straßen trottete, von Zeit zu Zeit — namentlich wenn es eigens zu diesem Zwecke mit der Peitsche in den Lenden gekitzelt wurde — einen eigentümlichen Naturlaut ausstieß, der auf ein Haar wie das Meckern einer Ziege klang. Dieser Naturlaut wurde sodann observanzmäßig von den Insassen des Wagens aufgenommen und in vollem Chorus nachgemeckert.

Von entsprechender Eigenart war auch das Vehikel —

nach Jenenser Sprachgebrauch: die „Karrähde“, — mit dem die Himmelsziege traditionell verwachsen war. Ein solches Gebäude habe ich gleichfalls nicht wieder gesehen. Es war eine kleine hölzerne Kalesche von schmutzigbrauner Lehmfarbe, die, wie glaubwürdig versichert wurde, niemals gereinigt zu werden brauchte. Vorder- und Hintersitz waren quer durch die Mitte des Wagens hindurch mit einer Pritsche verbunden, auf der man rittlings Platz nahm. Der vorhandene Sitzraum war auf fünf Personen berechnet. Ich habe jedoch selten weniger als deren acht gezählt, häufig sogar zehn bis zwölf, die dann zu scheußlichem Klumpen geballt auf-, über-, unter- und durcheinander saßen bezw. lagen. Einen eigens dazu gehörigen Kutscher besaß das Fuhrwerk nicht. Sondern man erhielt, wie schon gesagt, gegen Vorauszahlung (bei der Spritzenschmidt sich natürlich gegen jeden Unfall oder Umfall, der sein Eigentum treffen konnte, möglichst schadlos zu halten suchte) Pferd und Wagen auf Diskretion ausgehändigt. Für Führung und Wartung mußte man selbst sorgen. Das hatte allerdings nicht viel auf sich. Denn abgewartet wurde die Himmelsziege weiter nicht und irgend einer Leitung bedurfte sie nicht. Ihre Lokalkenntnis war bewundernswert und jedenfalls, namentlich bei Nacht- und Nebeltouren, zuverlässiger, als diejenige ihrer jeweiligen Dienstherren. Mit liebevollem Verständnis wußte sie auf deren geheimste Intentionen einzugehen. Waren die Insassen nur erst glücklich verladen, so brauchte man für nichts weiter zu sorgen. Die Sache ging „ganz von alleine“. Das sollte ich gleich bei meiner ersten Bekanntschaft erfahren.

Es war in den Anfangswochen meines Fuchssemesters. Wir feierten ein Gartenfest im Zwätzener Gutswäldchen, zu dem eine Anzahl älterer Verbindungsbrüder per Himmelsziege hinausgefahren waren. Letztere stand nun, wie üblich, ihrem Schicksal überlassen, irgendwo auf der Straße und wartete mit moslemitischem Gleichmut, bis man ihrer Dienste wieder bedurfte. Unser drei Füchslein, die wir, um uns die Füße ein wenig zu vertreten, uns in aller Stille vom Festplatz gedrückt und einen Rundgang durch das Dorf unternommen hatten, stießen von ungefähr auf das melancholische Gefährte, das uns in seiner Verlassenheit jammerte. Alsobald war auch der Entschluß reif, eine kleine Kunstreise, vulgo Spritztour oder Porzellanfuhre, in das Programm einzuschieben. Gesagt, gethan. Die Karrähde wurde in Betrieb gesetzt, und eine Minute später trabte die Himmelsziege, der wir als Ortsunkundige die Führung überlassen hatten, unter fröhlichem Meckern saalabwärts nach Dornburg zu. Dort lieferte sie uns mit dem sinkenden Abend im „schlauen Bilde“ („zum blauen Schilde“ hieß die Kneipe) wohlbehalten ab.

Das war ja nun soweit ganz nett. Wir befanden uns im „schlauen Bilde“ äußerst schlau und beteiligten uns schließlich noch an einem Kegelkränzchen mit alten und jungen Damen. Es war Mitternacht, als die Himmelsziege uns wieder gen Jena trug. Aber nun kam die große Verlegenheit. Wo sollten wir eigentlich das requirierte Fuhrwerk wieder abliefern? Was wußten wir in unserem Fuchsenunverstand von einem Spritzenschmidt und von einem Steinweg! Doch das gescheite Braunchen hatte unser Vertrauen gewonnen. Wir wußten, daß wir uns in ihm nicht täuschten. In der Nähe des „Schwarzen Bären“ stiegen wir unbekümmert ab und ließen Pferd und Karrähde selbst für das Ihrige sorgen. Sie sind auch richtig nach Hause gekommen.

Hinterher erfuhr ich, daß es das brave Tier überhaupt nicht anders gewohnt war, als daß man es schließlich, wenn es seine Dienste gethan hatte, irgendwo auf der Straße stehen ließ und mit einem freundschaftlichen Klapps verabschiedete. Es ging dann allein heim. Spritzenschmidt wußte es auch nicht anders. Daher eben die Vorausbezahlung.

Ich bin später noch oft mit der Himmelsziege gefahren. Damit will ich jedoch keineswegs protzen. Im Gegenteil. Wenn wir „Karrähde fuhren“, dann reisten wir sparsam und hielten jeden Pfennig zu rate. So hatten wir z. B. mit großem Scharfsinn ausgetüftelt, daß bei den Chausseegeldhebestellen für einen bespannten Wagen zehn Pfennige, für einen unbespannten Wagen gar nichts, und für ein alleingehendes Pferd vier Pfennige zu entrichten waren. Hier ließ sich eine Ersparnis machen und wurde auch gemacht. Kam einer der überaus geschmackvollen schwarz-grün-gelben Schlagbäume in Sicht, so wurde das Vehikel in seine zwei Bestandteile — Himmelsziege und Karrähde — zerlegt; das Pferdchen wurde abgespannt und passierte vor dem Zöllner für vier Pfennige, während der Wagen gratis und franko hinterhergeschoben wurde. Etwa zwanzig Schritte weiter setzte man das Vehikel wieder zusammen, und die Reise ging weiter.

An alledem ist freilich nichts sonderlich Bemerkenswertes. Das läßt sich mit einem anderen Pferde auch machen. Aber nun kommt das Einzigartige, Außerordentliche. Man höre und staune: die Himmelsziege *fraß nicht!* Gewiß und wahrhaftig: *sie fraß nicht!* Man konnte tagelang mit ihr umherkutschieren, ohne daß man sie jemals fressen sah und ohne daß jemals irgendwer auf den Gedanken gekommen wäre, ihr auch nur das geringste zu fressen zu geben. Das heißt: ein Naturwunder. Was sind Dr. Tanner und Succhi, heißhungrigen Andenkens, dagegen! Sie haben es höchstens vierzig Tage ohne Dejeuner, Diner und Souper ausgehalten, und dabei war die Sache noch nicht einmal ganz koscher.

Allerdings — in diesem letzten Punkt habe ich auch bei der Himmelsziege meine Bedenken. Es ist mir einmal eine ganz merkwürdige Geschichte mit ihr passiert, die mich stutzig gemacht hat. Ich habe bisher davon geschwiegen, um nicht mißgünstig zu erscheinen. Aber zur Steuer der Wahrheit will ich doch das Folgende erzählen:

An einem schönen Sommernachmittage waren wir mit unserer Himmelsziege in das altenburgische Städtchen Roda hineintriumphiert und hatten, wie gewöhnlich, bei unserer Rundfahrt das sinnige Lied gesungen:

„Den höchsten Wert
Hat doch ein Pferd
Von allen Geschöpfen auf Erden.
Es zeichnet sich aus,
Vernehmt es, o Graus!
Durch Stumpfsinn und heitre Gebärden.“

Dann hatten wir uns auf dem Marktplatz niedergelassen und „nach alter Väterweis'“ einander zugetrunken. Es war spät abends, als wir zurückfuhren. Die Fahrt in der stillen, warmen Mondennacht wirkte beruhigend und einschläfernd. Einer nach dem andern ließ den Kopf auf die Brust sinken. Meine Wenigkeit saß auf dem Bock und führte den Zügel. Aber schließlich sah ich nicht ein, weshalb ich allein der Dumme sein sollte. Das Pferdchen war ja zuverlässig. So band ich den Zügel fest und machte es mir gleichfalls bequem. Es schlief sich herrlich. Wie jedoch der Müller aufwacht, sobald die Mühle stockt, so fuhr ich mit einemmal jählings in die Höhe. Die Karrähde stand still. Wie ich im Mondenlicht deutlich erkennen konnte, befanden wir uns mitten auf einem Rübenacker, und siehe da — meine Himmelsziege schnurpste kreuzfidel die grünen Kohlblätter hinunter. Das war entschieden nicht das erste Mal.

‚Himmelsziege, Du büst entdeckt!‘ dachte ich schmunzelnd.

Jedoch, was sollte ich machen? Ich wußte ja nicht, nach welcher Seite hin wir von der Landstraße abgekommen waren, und eine ganze Nacht hindurch in Rüben-, Kartoffel-, Gersten- und Weizenfeldern herumzukutschieren, war ein mäßiges und unter Umständen kostspieliges Vergnügen. So beschloß ich denn, gar nichts zu thun, und legte mich wieder schlafen. Das war auch das Richtige. Einige Stunden später erwachte ich ein zweites Mal. Die Karrähde hielt vor dem „Weimarischen Hof“ in Jena.

Schließlich bin ich doch mit meiner lieben Himmelsziege aus einander gekommen. Wir sind schnöderweise getrennt worden. Und das hat Spritzenschmidt gethan. Komme eines Tages vor sein Haus und rufe: „Spritzenschmidt!!“

„Was soll's 'en seie?“ knurrt er aus dem Fenster.

„Himmelsziege!“ sage ich.

„Wo willst' 'en hin dermit?“ fragt er.

Ein Morgen in Italien. Von Jean-Baptiste-Camille Corot. Aus der Sammlung von Arnold & Tripp.
(Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie in Dornach i. E., Paris und New York.)

Stadt
Bücherei
Elbing

„Kospeda," sage ich.

„Also nach Grammont," sagt er. Grammont, vulgo Apolda, liegt zwei Stunden hinter Kospeda. Aber Spritzenschmidt rechnete immer so.

„Kostenpunkt?" frage ich.

„Nein Mark fuffzig."

„Blech, Spritzenschmidt. Ich will Dir ja den Gaul nicht abkaufen."

Das hat ihn gekränkt. Alle Wetter, konnte das Männchen schimpfen. Und das Ende vom Lied: ich bekam die Himmelsziege weder bis Kospeda noch bis Grammont und weder für „nein Mark fuffzig" noch für „hunnerdunfuffzig" Mark — ich bekam sie niemals wieder.

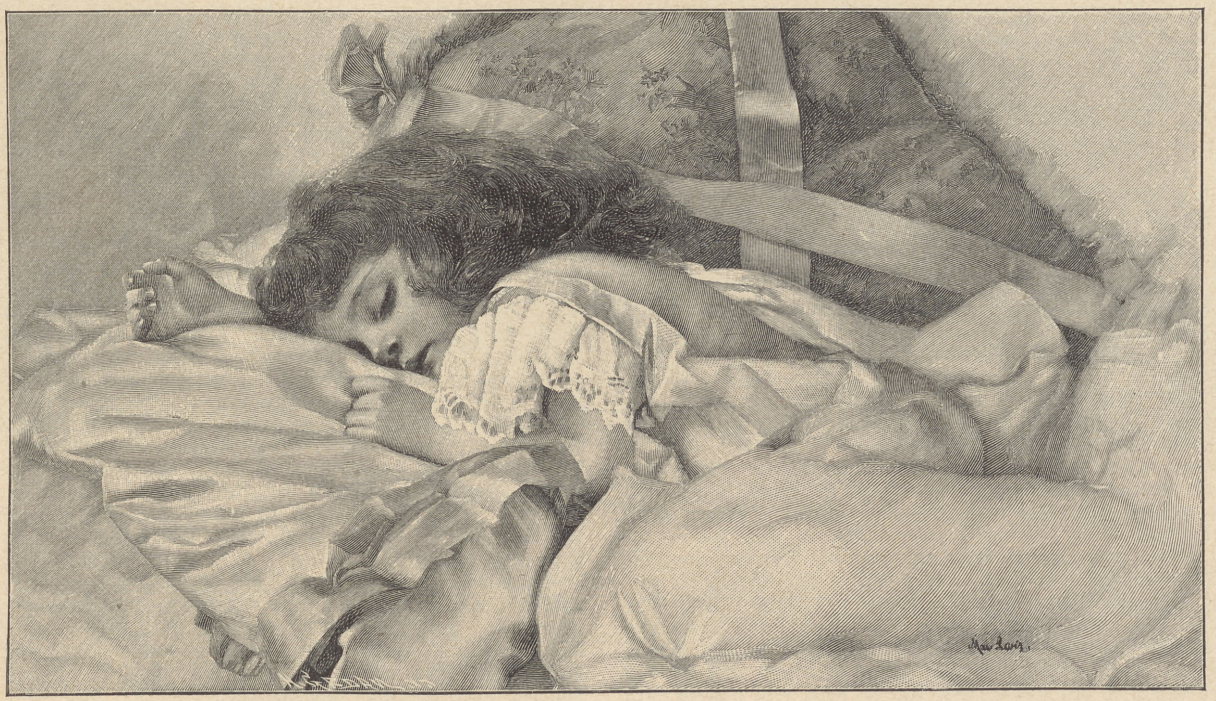
„Mit Dir will ich ieberhaubt nischt mehr zu duhn habe."

Dabei beharrte Spritzenschmidt. Ich war für ihn und seine Himmelsziege in den perpetuierlichen Verruf erklärt.

Etwa zehn Jahre später habe ich aber meine alte Freundin doch noch einmal wiedergesehen. Da saß ich, selber ein Philister geworden, zu Gotha im „Riesen" und sah auf den Markt hinaus. Eben hatte mir Lieschen einen Topf „Coburger" auf das Fensterbrett gestellt, als ich von der Straßenecke her ein vergnügtes Meckern hörte. Ich fuhr auf. Und richtig — jetzt kam es aus der Neuengasse heraus, graubärtig, in langem, zottigen Behang, und hinterher die lehmfarbene Karrähde. Hurra! Die Himmelsziege! — Das war ein ergreifendes Wiedersehen.

Die weißmützigen Germanen, die die Karrähde bevölkerten, ließen sich nicht nötigen, hereinzukommen. Sie hatten drei Tage zuvor die Himmelsziege zu einer Spritztour nach Ilsterstädt engagiert und waren nun glücklich bis zum „Riesen" in Gotha gediehen. —

Ob die Himmelsziege heute noch in ungeschwächter Geistes- und Körperkraft ihre selbstlosen Dienste verrichtet? Ich glaube das ganz bestimmt. Diese Ziege frißt nicht, sie stirbt auch nicht. Mögen auch diese Zeilen zu ihrer Unsterblichkeit beitragen.



Baby schläft. Nach dem Gemälde von M. Lewis.
(Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.)

Der Briefträger in alter und neuer Zeit.

Skizze von Ernst Niemann.

Zwischen unserem alten Landbriefträger Meyer und mir war eine dicke Freundschaft. Wenn er bei meinen Eltern zu thun hatte, wartete er oft unter der Kirchhofslinde, bis die Schule aus war, um mit mir das Stück Weg zusammenzugehen. Dann erzählte er mir viel von seinem schweren Beruf, der ihn unbekümmert um Sonnenhitze und Unwetter hinaus triebe und ihn sogar einmal ganz dicht an der Ewigkeit vorbeigeführt habe. „Aber, wenn Du auch zur Post gehen willst, Junge," meinte er eines Tages, „da brauchst nicht bange bei sein. Briefträger ist ein ganz schönes Amt, wo man mancherlei gute Gedanken bei haben kann, und so alt ist kein anderes Geschäft, denn von Uria in der Bibel herunter hängt ein ganzer Schwanz von Briefträgers." Aber ich wollte in die Stadt. „Ei kiek!" machte er und drückte mit dem Daumen den Tabak in seiner Pfeife nieder. „Meinst wohl, weil die da des Sommers witte Büxen an haben und nicht so weit ins Wetter brauchen, wo's bloß noch die Krähens draußen aushalten? Den Zahn laß Dich man bloß ziehen, mein Jung. In der Stadt steht Haus bei Haus mit einem ganzen Berg Treppens, und sie kennen die Menschen nicht. Ich kenne alle Menschen von amtswegen, und wenn ich mit einem Brief oder Paket und Geld komme, da freuen sie sich über und fragen, ob ich schon mein Middagessen gehabt habe."

Nun sind wir ein gut Teil älter geworden, und ich habe viele Briefträger gesehen, stramme, adrette Leute, die nicht so krumm waren wie Meyer, der sich immer, vornübergebeugt, auf den Stock stützte, als suche er etwas auf dem Wege, während hinten aus seiner Ledertasche die bis auf den letzten Kopf abgeknabberte Pfeifenspitze hervorschaute. Ich habe auch gesehen, daß die Stadtbriefträger es nicht besser haben als die Landbriefträger, denn was für diese die weiten Wege, Wind und Wetter, das sind für jene die steilen Treppen und die undeutlichen und ungenauen Adressen und zu „mancherlei guten Gedanken" fehlt ihnen die Zeit. Aber beliebt ist die ganze Zunft in Stadt und Land bei Männlein und Fräulein. Sie zählt die ganze zivilisierte Welt zu ihrer Kundschaft. Es gibt kaum ein Haus, wo der Briefträger nicht als verschwiegener Bringer von Freud und Leid ein stets gern gesehener Gast wäre, wo seine Ankunft nicht zu einem freudigen Ereignis würde. Darum werden mir die Leser gewiß gern folgen, wenn ich von dem „Schwanz von Briefträgern" einige typische Gestalten ablöse und mit ihren guten und bösen Seiten zu kennzeichnen versuche.

Zuerst die Griechen und Römer — von den alten Ägyptern und Chinesen schweigen wir in Demut, denn die hatten bekanntlich alle Dinge schon viel besser und schöner als wir sie heute haben. Von den griechischen Hemerodromen und den römischen Tabellarii wird uns viel Rühmliches erzählt, viel Rühmliches aber auch von ihrem Publikum, die die Werke ihrer Briefboten nicht mit der kalten Selbstverständlichkeit des Wortes: „Die Briefträger sind unsertwegen da!" hinnahmen, sondern ihnen zu ihrem Ruhme Denkmäler setzten, Denkmäler aus Stein. Sonst würden wir wohl nichts wissen von

dem Briefboten Paternus aus Rom und nichts vielleicht von dem Eilboten Philonidas, des Zotos Sohn aus Kreta, dessen Namensnachfolger Polyvios Zotos heute, nach zwei Jahrtausenden, wohlbestellter Briefträger beim deutschen Postamt in Konstantinopel ist. Wenn auch dem Bellerophon, den Proitos sandte, das tragische Schicksal seines Amtsbruders Uria ereilen mußte, so kann man doch sagen, daß der alte Patron und Götterbote aus dem Olymp, Hermes-Merkur, seine Leute warm einhüllte. Was waren es aber auch für Muster nachahmenswerter Pflichterfüllung! Wer würde wohl heute so dienstwillig seine Haare lassen, wie der Postbote, von dem Herodot berichtet, daß er, um das Briefgeheimnis zu wahren, seine glattrasierte Kopfhaut als Briefpapier hergegeben und als das Haar wieder gewachsen war, diesen Brief am Bestimmungsorte vorgezeigt habe. Dort wäre er geschoren und nach erfolgter Beseitigung der Schriftzeichen in derselben Weise mit einer Antwort versehen worden. Daß auch die Subalternen der persischen Posten nicht übersehen wurden, mag aus der Thatsache geschlossen werden, daß Darius selbst, ehe er den Thron des Königs der Könige bestieg, das Amt eines Aufsehers der Angaroi bekleidete. Selbst als die großen Staatswesen des Altertums aus einander gefallen waren, flatterte die Ruhmesfahne der Postboten noch lustig im Winde der Jahrhunderte. Die schwächeren Nachfolger der postfreundlichen Kalifen, die türkischen Sultane, waren es, die die Leistungsfähigkeit ihrer Briefträger zu einer Höhe steigerten, die nirgends wieder erreicht worden ist. Schon als Knaben wurden sie auf ihren Beruf vorbereitet, indem man ihnen die Milz ausschnitt. „An den Versen haben sie eisern auffgeschlagene Blech oder Hüff, gleichsam wie die Pferd, sollen auch so harte Fußsohlen haben, daß man ihnen Nägel einheften kann, so sie doch nicht empfinden." Um während des Laufens bequemer Luft schöpfen zu können, hielten sie eine durchlöcherte silberne Kugel im Munde. So ausgerüstet, soll sie kein Pferd an Geschwindigkeit erreicht haben, und man kann es dem Chronisten nachfühlen, wie sich in seine laute Bewunderung der Ärger mischt, daß die Türken die Kunst, die Milz auszuschneiden, niemandem haben verraten wollen.

Auf dem Kulturboden des Mittelalters hatten die Menschen kein großes Verkehrsbedürfnis; aber die Höfe, Universitäten, Orden und Klöster hatten sich doch mancherlei zu sagen. Pilger, hausierende Juden, Lautenspieler, reisende Kaufleute, wandernde Mönche, die man selten ohne Brieftasche sah, waren die zahlreichen Vermittler dieser Beziehungen. Auch die Metzger machten den Versuch, am Weltverkehr teilzunehmen. Die Pariser Universität besaß schon früh eine nach strengen Gesetzen eingerichtete Botenanstalt, deren Läufer sich zur „Bruderschaft zu Ehren des allmächtigen Gottes, der Jungfrau Maria und des heiligen Carolus Magnus" zusammengethan hatten. Im XV. Jahrhundert entstanden nach jenem Vorbild auch in Deutschland Botenanstalten der Landesherren, Universitäten, Klöster, Städte und Kaufleute, deren „geschworene Läufferbotten" die großen Städte des Reiches und des Auslandes in Verbindung brachten. Daneben liefen die „zünftigen Boten", die auf eigene Rechnung Briefschaften besorgten. Ihre dienstliche Stellung war nach der Botenordnung, die jede Dienstherrschaft nach ihrem Willen und Bedürfnis regelte, verschieden. Es gab Ober-, Neben-, Eid- und Silberboten, letztere so genannt nach der Silberbüchse, die sie als Zeichen ihres Amtes und ihrer Würde und als Briefbehälter um den Hals hängen hatten. Sie mußten bei Übernahme ihres Amtes versichern und zu den Heiligen schwören, den Herren vom Rat ꝛc. hold, treu und in allen Dingen gehorsam zu sein und das Briefgeheimnis zu wahren. In der Regel hatten sie auch eine Kaution zu stellen.

Die Ausrüstung der wandernden Postboten entsprach den Zeitverhältnissen; bei der geringen Sicherheit der Wege, die trotz des durch Maximilian I. verkündeten ewigen Landfriedens noch im XVI. Jahrhundert in Deutschland herrschte, durfte eine Bewaffnung nicht fehlen. Das kurze Schwert und der lange, dem „knorrigen Stecken" folgende Botenspieß, der auch beim Überspringen der Gräben behilflich sein mußte, waren jahrhundertelang die treuen Begleiter der Briefträger. Ein silbernes Wappenschild und später die Silberbüchse und das Botenhorn waren die sonstigen Attribute ihres Berufs. Aber das anscheinend frühzeitig entwickelte Standesbewußtsein der Postboten gebar das Streben nach Höherem. Sie beklagten sich, daß ihnen der Mangel einer „Livree sehr fürgemerkt" werde. Ein großes Sehnen in ihrer Brust ward daher gestillt, als ihnen zu ihren vielen Abzeichen auch noch die „Livree" zugestanden wurde. Diese Dienstkleidung war bei fast allen Botenanstalten verschieden, allen gemeinsam aber war die große Vorliebe für auffallende Farben. Die Straßburger Boten z. B. bekamen aller zwei Jahre rotes und weißes Tuch zu einem Rocke geliefert, der so gearbeitet wurde, daß der eine Körperteil weiß, der andere rot war. Die Beine staken gewöhnlich in Hosen verschiedenfarbigen Tuches, und die schreiende Farbe der Umklappkragen, Lätze und Halstücher erhöhten das Buntscheckige der Kleidung nicht wenig. Nicht selten finden wir auch ein rotes Wams, einen blauen Rock und grüne Hosen, die Kappe oder den Filzhut mit goldener Schnur oder bunten Federn geziert. Die Nürnberger Postboten trugen à la mode der damaligen Zeit den spanischen steifen Spitzhut mit breiter Krempe, den altfranzösischen Rock mit weiten Ärmeln, kurze Hosen, spanische Stulpstiefel und Stulphandschuhe.

Das Einkommen bestand bei einigen Postboten aus Naturallieferungen, Korn ꝛc., für gewöhnlich aber aus einem kleinen Jahresgehalt, der indes bei weitem nicht ausreichte, eine einzelne Person, geschweige denn eine ganze Familie zu ernähren. Manche Herrschaften sahen auch schon in der Lieferung der schönen Uniform, verbunden mit mancherlei Vorrechten und Freiheiten, eine ausreichende Besoldung. Die Existenz der Briefboten gründete sich in der Hauptsache auf die Einnahmen, die sie aus der Besorgung der Privatbriefe zogen. Sie wußten ihren postalischen Beruf aber auch auf das glücklichste mit dem Handelsgewerbe zu verbinden; denn die Kaufleute klagten viel darüber, daß die Postboten nebenbei mit „Ormessin, Seiden, Indicho" handelten und dadurch den Handelsleuten schadeten, weil sie billigere Preise machen konnten, indem sie die „Gelegenheit" besser wußten. Wenn ihnen darauf der Handel mit der Begründung verboten wurde, daß sie sich auf diese Art nur überflüssig bereicherten und schon stolz und übermütig geworden und „schier gar nicht zu contentieren" seien, so wird dieses Verbot wohl keine Hungersnot unter den Postboten im Gefolge gehabt haben, auch wenn sie herzerbrechend jammern, daß ihnen immer mehr „das Brot vor dem Maul hinweg gerafft" werde.

Die Briefboten standen unter der Aufsicht des Botenmeisters, späteren Postmeisters, der die Briefe expedierte und auf Ordnung unter den Briefträgern hielt, auch darüber besonders zu wachen hatte, daß die letzteren die Briefe nicht erbrachen, die Siegel nicht fälschten und keine Heimlichkeiten verrieten. Sind solche Möglichkeiten schon befremdlich, so muß uns die Formel im Boteneid: „und sollen och die silberinen büchsen nit versetzen, verkaufen noch nich daruff entlehnen" geradezu in Erstaunen setzen, jedenfalls kann sie uns viel Stoff zum Nachdenken geben. Und es muß gesagt werden: unter den deutschen Postboten war nicht alles so, wie es wohl hätte sein können und müssen. Seb. Brant hatte sicher seine Gründe, die ihn veranlaßten, in seinem „Narrenschiff", in welchem die ganze liederliche Gesellschaft der Zeit untergebracht ist, auch dem Briefträger einen Platz anzuweisen. Das dem Narrenschiff beigegebene Bild ist auch ohne den begleitenden Text verständlich; es stellt den Postboten in dem Augenblicke dar, wo er mit einer Hand sein Fläschchen zum Munde führt, während er die andere mit einem Briefe nach dem davoneilenden Schiff ausstreckt, welches er „des großen Durstes wegen" vor der Abfahrt nicht hatte erreichen können. Der gelehrte Dichter allein müßte uns schon maßgebend sein, denn er selbst war Botenmeister, der seine Leute kennen mußte, auch erfreute sich sein Narrenschiff einer solchen Berühmtheit, daß der Straßburger Prediger Geyler von Kayserberg die einzelnen Kapitel zu Predigttexten verwendete. Aber ich will noch an einem anderen betrübenden Beispiele zeigen, in welchen Ruf die Postboten durch ihren ungewöhnlichen Durst schon gekommen waren. Als des Kaisers Reskripte gegen das Trinken, trotzdem sie den Widerstrebenden eine düstere Zukunft androhten, ohne den erwünschten Erfolg blieben, kam man wie von selbst auf den Gedanken, daß dahinter die Postboten stecken müßten. Und da sich die Menschen des Mittelalters mehr als heute mit dem leibhaftigen Teufel herumplagten, bevölkerte sich in ihrer Phantasie alsbald die Welt mit „hellischen Postboten", die sich der Fürst der Unterwelt eigens zu dem Zwecke hielt, die Bewohner der Erdoberfläche das „Saufen zu lehren". Auf einem alten Bilde erscheint diese postalische Abart in Gestalt und Tracht der damaligen Städtepostboten, gestiefelt und gespornt, mit Botentasche, Seitengewehr und Trinkhorn. Das Trinken ist nun sicher keine lobwürdige Gewohnheit und erweckt nicht das Zutrauen, welches einem Briefträger so nützlich ist. Aber wir haben heute gut reden, wenn wir die damaligen Zeitverhältnisse unberücksichtigt lassen. Getrunken wurde überhaupt viel, mußten doch selbst den Postmeistern von Zeit zu Zeit nützliche Winke gegeben werden, wie man sich den Kopf klarhalten könne. Auch mein Freund Meyer war kein Temperenzler, was ihm nicht viel geschadet hat. Wie viel mehr muß man mit den alten Briefboten Nachsicht üben. Der Weg macht durstig, und auf den langweiligen Straßen, wo der Wind mit Staub und Schnee gemeinsame Sache machte, mußte ihnen das aus der Ferne winkende Wirtshaus oft als das einzige tröstliche Zeichen ihres Berufs erscheinen. Die vielen Wirtshäuser an den Straßen waren die Dornbüsche, an denen sie ihr Renommee zerfetzten. Kann man also die Trinkfreudigkeit unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachten, so dürfen wir dagegen mit unserem ernsten Mißfallen nicht zurückhalten, wenn, wie es folgender Vorfall zeigt, ein Briefbote selbst der höchsten Geistlichkeit den schuldigen Respekt versagt. Kommt da in der Nacht vom Donnerstag zum Freitag ein Postbote zum Bischof Ulrich nach Augsburg, den ein geistliches Gespräch mit anderen, ohne daß sie den Flug der Zeit merken, bis in den Freitag hinein beim Mahle zusammenhält. Zur Belohnung gibt der Kirchenfürst dem Boten einen Gänseschenkel, und nun hat der Bote nichts Eiligeres zu thun, als zum Herzog zu laufen, um ihm die Augen darüber zu öffnen, wie der Bischof die Fasten hielte. Geschadet hat es dem Bischof glücklicherweise nicht viel, denn als der Ankläger zum Beweis seiner Aussage den Gänseschenkel vorzeigen will, zieht er einen Fisch aus der Tasche. Kann sein, daß der Schenkel zu des Briefboten Ärger von einem alten gebratenen Methusalem herrührte, allgemein kann man aber wohl annehmen, daß die Gefühle und Begriffe der Boten arg verroht waren, wie es wohl bei Menschen vorkommt, die keinen Augenblick ihres Lebens sicher sind. In dieser Lage waren die Briefträger. Denn nicht allein, daß sie sich auf ihren Botengängen mit Räubern und Spitzbuben herumzuschlagen hatten, sie hatten im Postkriege auch mit den konkurrierenden Amtsgenossen zahlreiche Scharmützel auszufechten; nicht selten dingten diese Strauchdiebe, die die Aufgabe hatten, andere Briefboten zu überfallen und zu berauben.

In der Bibliothek. Nach dem Gemälde von C. Seiler.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Die Jagd auf Briefboten ging so weit, daß man im XVII. Jahrhundert am Rhein vielfach harmlose Mägde, die der Sicherheit wegen häßlich sein mußten, im Briefträgerdienst verwendete.

Die größte Schuld an der Verwahrlosung der Briefboten gab Abraham a Santa Clara dem Hermes-Merkur, dem man unverdienter Weise „ein Posthörnl ins Maul gesteckt" habe. Wenn dem Götterboten auch aus seiner olympischen Dienstzeit nichts nachgesagt werden kann, so scheint er seine irdischen Patronatspflichten doch arg vernachlässigt zu haben. Die Kirche nahm ihm daher das Patronat ab und gab die Briefboten in die Zucht christlicher Heiliger, in deren Legenden sich Beziehungen zum postalischen Handwerk erkennen ließen: es waren dies der Engel Gabriel und der heilige Adrianus. Auch stellte man zum Schutz gegen höllische Anfechtungen eine Reihe Bibelsprüche zusammen, die mit Nutzen zu lesen waren. Wir sehen, wie sich Männer der Kunst und Wissenschaft, der Moral und der Gottesgelahrtheit um das Wohl der Postboten bemühten. Als nun die staatlichen Landesposten an die Stelle der Botenanstalten traten, folgte die strengere Zucht der Fürsten, besonders in Preußen, wo der Soldatenkönig ihrer „bisher angewöhnten Gemächlichkeit" nicht ohne Erfolg den Generalmarsch blies, während der große Friedrich so nachdrücklich die eiserne Entsagung zu predigen wußte. In unseren heutigen Briefträgern haben wir also das preisliche Ergebnis einer jahrhundertelang geübten sorgfältigen Erziehung zu erblicken.

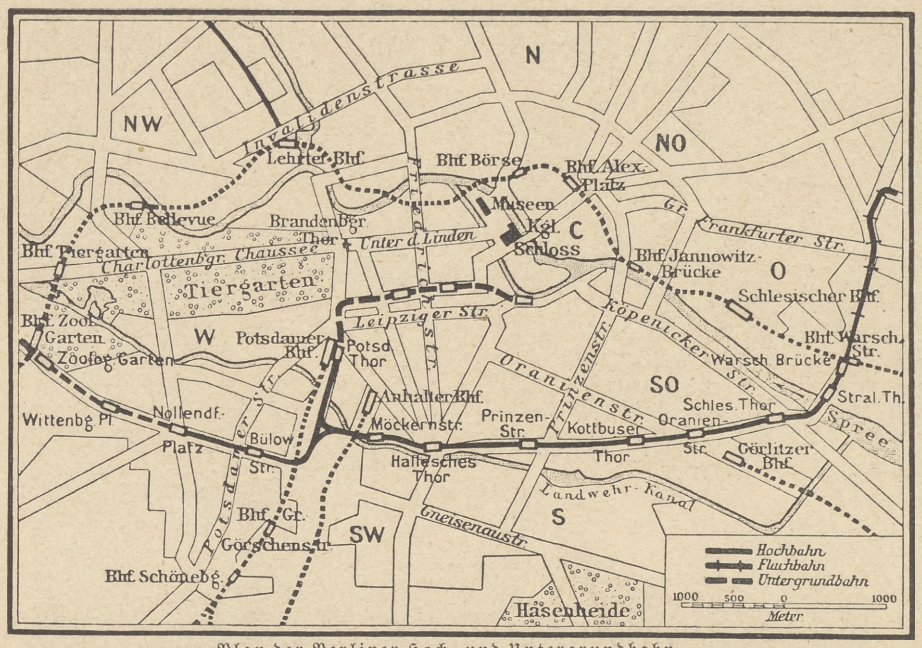
Im XVIII. Jahrhundert war die Zahl der Fußboten infolge der Ausbreitung der Reit- und Fahrposten so zusammengeschrumpft, daß die ganze Zunft dem Aussterben nahe schien, der Zunft, auf deren Leistungen das Postwesen bisher so ausschließlich gestellt gewesen war, daß man den Namen „Post" vom sächsischen pote = Fußsohle herleiten wollte. Den heutigen Briefträgerdienst, das Austragen der Briefe in die Häuser, kannte man nur als Ausnahme; wo er bestand, war er ein Privatunternehmen des Postmeisters, der sich dazu gerne der Frauen bediente, die man mit dem Armkorb als Briefbehälter oft herumgehen sehen konnte. Erst im ersten Viertel des XIX. Jahrhunderts wurde die Briefbestellung allgemein, und in etwas anderer Gestalt, aber ungleich größer an Zahl erscheint nun die alte Zunft der Postboten, vor 500 Jahren auch schon Briefträger geheißen, wieder im Weltverkehr. Paketbesteller und Geldbriefträger lösten sich als Zweige davon ab, letzterer mit den bekannten zwei Seelen in der Brust, denn er ist nicht bloß Geldbringer, sondern auch Geldholer und das mit festen Grundsätzen. Mit ungemischter Freude genießt ihn nur der Musensohn, der noch nichts weiß von den Schattenseiten des Lebens und ihm daher seine ungetrübte Freundschaft zu halten pflegt. Aber Paket- und Geldbesteller gibt's nur in den Städten. Der Briefträger wirkt überall und heimst die Popularität ein, die der Post als Ganzes zugedacht ist, besonders seitdem das lästige Briefbestellgeld weggefallen ist. Sie zählen nach vielen Tausenden, die in deutschen Landen unermüdlich Tag aus Tag ein das postalische Werk an einer Millionenflut von Briefen zum guten Ende führen. Keine Erfindung des XIX. Jahrhunderts hat es vermocht, ihn aus seiner Stellung zu verdrängen, und was auch das XX. Jahrhundert im Schilde führen mag, mit dem Dasein des Briefträgers wird es sich abfinden müssen.

Auf der Berliner Hoch- und Untergrundbahn.

Von Hanns von Spielberg. Mit zwölf Abbildungen und einem Plan.

Als Berliner Kind erinnere ich mich noch deutlich der Zeit, wo klapprige Omnibusse und mindestens ebenso klapprige Droschken unsere einzigen öffentlichen Verkehrsmittel vorstellten; nur vor den Thoren gab es noch eine besondere Abart Droschke, die sich Thorwagen nannte und noch elender war, als die der inneren Stadt, was viel sagen wollte; an schönen Sommertagen hielten außerdem vor dem Brandenburger Thor eine Reihe Kremser, die sich für Ausflüge zur Verfügung stellten. Es ging auch so: die Entfernungen waren noch nicht so groß, man war anspruchsloser, Zeit galt noch nicht in dem Grade als Geld, wie heute, man marschierte per pedes apostolorum, wo es sich machen ließ. Vielleicht war's gesünder —

Ich erinnere mich auch noch, etwa zu derselben Zeit



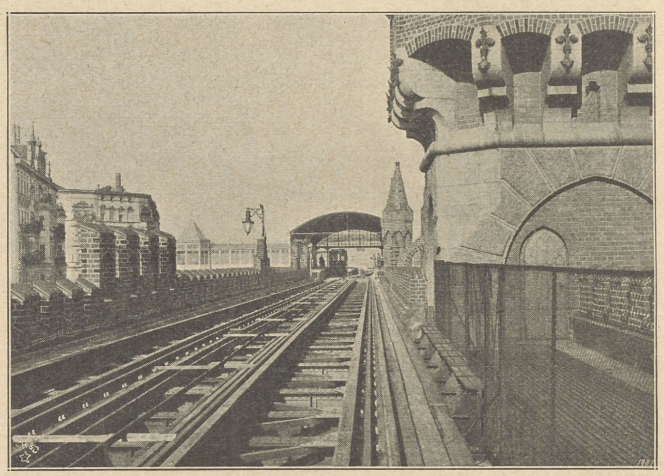
Plan der Berliner Hoch- und Untergrundbahn.

daß der Bau begonnen war. Aber es blieb uns auch erhalten, denn der Staat übernahm und baute es aus, zunächst nicht aus liebevollem Herzen für die Berliner, sondern um für den Kriegsfall eine schnelle Bahnverbindung durch die Reichshauptstadt sicher zu stellen. Als die Stadtbahn, die überhaupt nicht viel Sympathien hatte, 1882 endlich eröffnet wurde, schüttelten die weisesten Häupter die Köpfe und träumten von einer kolossalen Belastung des Staatssäckels. Auch weniger pessimistisch angehauchte Seelen glaubten wohl nicht, daß die Stadt- und Ringbahn noch nicht zwei Dezennien später jährlich 100 Millionen Passagiere befördern würde, und die Straßenbahnen gar 300 Millionen.

Es ist ein eigen Ding um den Verkehr solch einer wachsenden Riesenstadt, die alljährlich um etwa 50 000 Einwohner wächst, von einer stetig steigenden Fremdenflut besucht wird, sich nach allen Richtungen

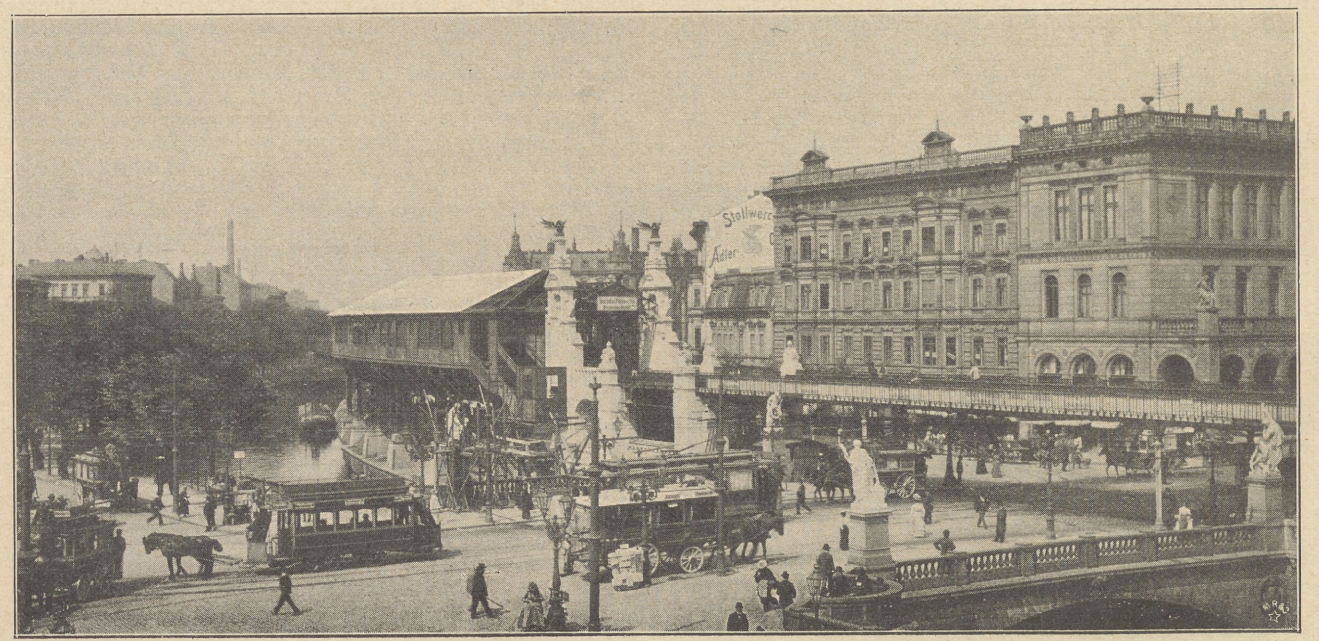
wie von Weltwundern gehört zu haben, daß man in London über und unter den Häusern hindurchführe mit der Eisenbahn. Wir Jungens konnten das gar nicht recht begreifen. Denn die einzige Schienenstrecke, die wir in der Stadt Berlin selbst sahen, war die sogenannte Verbindungsbahn, auf der die Güterzüge längs der damaligen Stadtmauer ganz, ganz sachte von einem Bahnhof zum anderen krochen. Trotz aller Langsamkeit und trotzdem der Straßenverkehr ja damals unendlich viel geringer war, als heute, hielt man die Sache doch für recht gefährlich. Wenigstens bimmelte die Lokomotive mit einer großen Glocke unaufhörlich, und ein Mann mit einer roten Fahne ging vor ihr her.

Dann wagten 1865 einige unternehmende Männer, die Pferdeeisenbahn nach Charlottenburg zu bauen, und nach dem großen Kriege, 1873, folgten die ersten Pferdebahnlinien in der Stadt; auch sie wurden zuerst von der Polizei als recht bedenkliches Vehikel betrachtet, und die Pferdchen mußten anfangs an einer festen Deichsel gehen. Damals erhielten wir auch als Geschenk der Gründerjahre die Droschken erster Klasse; die Gesellschaft, die sie uns brachte, verkrachte elend, aber sie blieben. Und das zweite größere Berliner Verkehrsunternehmen jener Jahre, die Stadtbahn, verkrachte ebenfalls, kaum

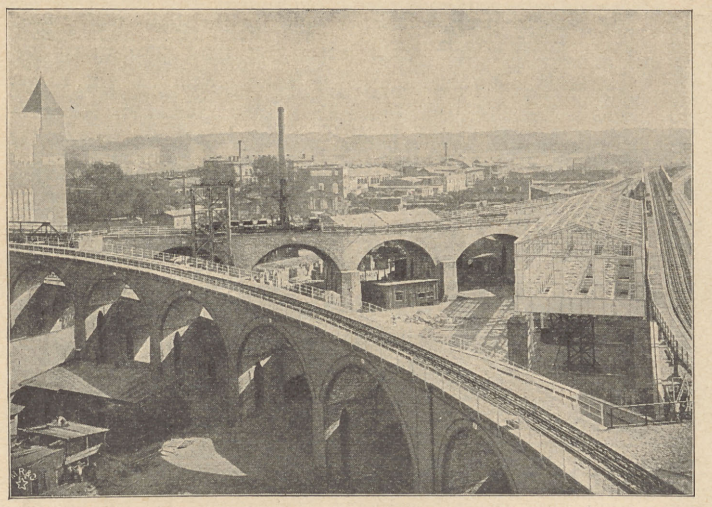


Oberbaumbrücke.

hin dehnt und streckt, immer weiter ins Vorland hinein. Der



Bahnhof Hallesches Thor.



Das Geleisdreieck.

Straßenverkehr solch eines Ungeheuers ist durch neue Unternehmungen immer nur auf überraschend kurze Frist befriedigt; kaum sind sie entstanden, so müssen sie auch schon wieder erweitert, durch neue verbesserte Verkehrswege, Verkehrsmittel ergänzt werden.

Die Berliner Pferdebahnen waren in den letzten Jahren in dem großen kostspieligen Mauserungsprozeß zur „elektrischen" begriffen. Gleichzeitig aber baute man schon eifrig an einem Riesenwerk, das in diesen Tagen seiner Vollendung entgegengeht: an der „Hoch- und Untergrundbahn". Mit ihrer Eröffnung, die für einen großen Teil der Strecke voraussichtlich schon am 1. Dezember dieses Jahres, für den Rest Anfang nächsten Jahres erfolgen soll, wird ein ganz neues Glied in die Verkehrswege Berlins eingeschaltet.

Eine umfassende weitere Vermehrung der elektrischen Straßenbahnen war kaum noch möglich. Die verkehrsreichen Straßen Berlins können schon jetzt vielfach die Flut der Fuhrwerke aller Art nur noch mit knapper Not aufnehmen. Man mußte suchen, sie zu entlasten, und das war nur möglich, wenn man entweder Hochbahnen, Bahnen auf Viadukten, schuf oder unterirdische Bahnen oder endlich, wie es jetzt geschehen ist, beide je nach der Art der Stadtgegenden, die sie durchziehen, kombinierte.

Die große Firma Siemens & Halske, die 1893 die Konzession zum Bau der neuen Bahn erhielt, hatte für diese eine Strecke gewählt, auf der das Verkehrsbedürfnis besonders greifbar in die Erscheinung trat. Während nämlich die Stadtbahn Westen und Osten Berlins im nördlichen Teile der Stadt verknüpft, fehlte eine derartige Verbindung durch eine schnellfahrende Bahn für die südlichen Stadtgegenden vollständig.

Hier also tritt die neue Bahn ein. Sie führt, wie sie nach langwierigen Verhandlungen mit den Verwaltungen von Berlin, Schöneberg, Charlottenburg nun endlich erbaut ist, von der Warschauerbrücke im äußersten Osten nach dem Zoologischen Garten im Westen; dort wie hier findet sie Anschluß an die alte Stadtbahn. Außerdem aber zweigt sich von ihr ein weiterer Geleisestrang ab, der vorläufig unmittelbar neben dem Potsdamer Bahnhof, also dem Herzen der Stadt ziemlich nahe, endet, so daß sie auch den vielfachen innigen Verkehrsbeziehungen vom vornehmen Westen und vom arbeitsamen Osten nach der Stadtmitte dienen wird.

Eine Hoch- und Untergrundbahn! Die Mär, über die wir Kinder uns anno dazumal gar nicht beruhigen konnten, ist nun zur Wahrheit geworden: die Bahn fährt, wenn auch nicht über die Häuser dahin, so doch in der Höhe des ersten Stockwerks, sie führt gelegentlich durch Häuser hindurch, sie erklimmt einmal die Höhe eines dreistöckigen Hauses und verschwindet an anderen Stellen ganz unter dem Pflaster der Straßen!

Die Kraftstation.

Der größte Teil der Strecke, etwa 10 Kilometer, sind als Hochbahn erbaut. Als solche beginnt sie im Osten, an der Warschauerbrücke, ihren Lauf, überschreitet die Spree auf der zinnenbekrönten Oberbaumbrücke und schlängelt sich auf etwa drei

Die Überbrückung der Anhalter Bahn.

Bahnhof Möckernstraße.

Meter hohem Eisenviadukt durch die Skalitzer und Gitschinerstraße, im allgemeinen die Mitte der Straßenzüge innehaltend, zunächst bis zum Halleschen Thor.

Ich will nicht behaupten, daß sie gerade zum Schmuck der Straßen dient, trotzdem die Bautechniker und die Architekten das möglichste gethan haben, sie dem Auge angenehm zu machen, den starren Eindruck der Eisenmassen zu mildern, die sehr zweckmäßig gebauten kleinen Bahnhöfchen hübsch herauszuputzen. „Schön ist anders —", wird der Berliner besonders von diesem Teil der

Die Hochbahn in der Bülowstraße.

Strecke wohl noch lange mit einer seiner beliebtesten Redewendungen sagen. So lange nämlich, bis sich sein Auge an die große graue Schlange derart gewöhnt hat, daß er sie nicht viel mehr beachtet, als etwa die häßlichen Drahtbündel der Telephonleitungen in der Luft oder die greulichen Hauswandplakate des Lokalanzeigers oder von Suchards Schokolade. So lange, bis die Empfindung von der Nützlichkeit und Annehmlichkeit der Bahn ihm über seine ästhetischen Bedenken hinweghilft. Vielleicht thut's das letztere besonders schnell: denn er hat noch keine Verbindung in seiner Stadt besessen, auf der die Züge mit einer Geschwindigkeit von 30 Kilometern in der Stunde fahren und sehr bald in Zwischenräumen von nur drei, ja aller Wahrscheinlichkeit nach später nur zwei Minuten auf einander folgen sollen. Für das Nützliche ist der Freund Berliner aber immer schnell gewonnen.

Das durchbrochene Haus in der Dennewitzstraße.

Schön mag die Bahn also hier im Osten und Südosten nicht sein. Dagegen kann ich mit Bestimmtheit versichern, daß das andere Gespenst, das die Anwohner heraufziehen sahen, nicht erscheinen wird: das Betriebsgeräusch der fahrenden Züge ist, dank dem elektrischen Betrieb und dank der ganzen Konstruktion, besonders der ausgezeichneten Schalldichtung, auch dank dem Wagenbau, so gering, daß es kaum irgend jemand belästigen wird. Die alte Stadtbahn, die ja immer noch am Lokomotivbetrieb festhält und an ihren langen Zügen, ist ein wahrer Grobian der Hochbahn gegenüber.

Solch Hochbahnzug sieht schon ganz anders aus, hat etwas viel Zutraulicheres, als ein gewöhnlicher Eisenbahnzug. Er besteht vorläufiger Bestimmung nach nur aus drei sehr schmucken, bequemen Wagen; in der Mitte ein purpurnleuchtender für die hohe II. Klasse, vorn und hinten ein gelber für die III. Klasse; 15 Pfennig kostet in jener, 10 Pfennig in dieser die Fahrt. Die beiden Wagen dritter Klasse haben an beiden Enden einen Führerstand, so daß der Zug, ohne umrangiert zu werden, in beiden Richtungen fahren kann. Vom Führerstand aus wird durch einen Gleitschuh der elektrische Strom von der dritten Schiene jedes Geleises abgenommen, die dicht neben den beiden anderen liegt. Sie ist gut geschützt, und das Publikum kann mit ihr in keine Berührung kommen. Sonst möchte man ihm doch zurufen: „Bitte, nicht anfassen —" denn die 750 Volts, mit denen der elektrische Strom in ihr umläuft, sind gefährliche Gesellen.

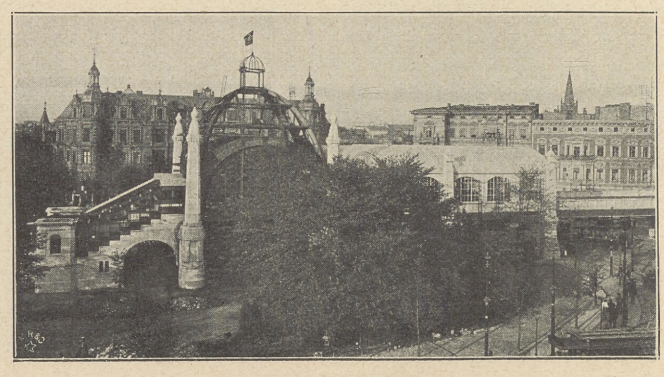
Wir waren am Halleschen Thor. Nun kreuzt die Bahn den Landwehrkanal. Unter uns liegen drei große Verkehrsstraßen: wir sehen mit einem Blick zugleich in der Tiefe die Obstkähne auf dem Kanal, daneben ein Automobil auf der Uferstraße und einen Zug auf den Geleisen der Anhalter Bahn — ein echtes Großstadtbild. Aber schon haben wir einen gewaltigen haushohen Thorbogen passiert, sausen am Kraftwerk vorüber, das den elektrischen Strom für die ganze Bahn erzeugt, und befinden uns auf deren merkwürdigstem, baulich interessantestem Abschnitt: dem sogenannten Anschlußdreieck.

Hier galt es, eine höchst eigenartige, höchst schwierige Aufgabe zu lösen. Es mußten nämlich an dieser Stelle, oberhalb eines Gewirrs von Geleisen der Potsdamer, Anhalter- und Ringbahn, die Viadukte abgezweigt werden, die von der Hauptstrecke die Verbindung nach dem Bahnhof am Potsdamer Platz herstellen sollten. Würden alle diese Geleise im gleichen Niveau geführt worden sein, so wäre das nicht ohne Geleiskreuzungen abgegangen, die bei der geplanten Fahrtgeschwindigkeit und der schnellen Aufeinanderfolge der Züge die Verkehrssicherheit arg gefährdet hätten. Schließlich fand man den Ausweg, die einzelnen Viadukte hier zu heben, dort zu senken, so daß die Geleise an den Kreuzungsstellen nicht mehr in gleicher Höhenlage liegen, sondern sich überbrücken. Es gibt das ein sehr eigenartiges Bild, das noch beachtenswerter wird, weil die Bahn hier mit 18 Metern ihre größte Höhe erreicht, d. h. der höchste Viadukt liegt ungefähr in der Dachhöhe eines dreistöckigen Hauses!

Die im Anschlußdreieck nach dem Potsdamer Platz abgehenden Geleise überschreiten den Landwehrkanal noch einmal, tauchen dann unter die Oberfläche, schlängeln sich so hinter den Hinterhäusern der Köthener Straße entlang und münden schließlich in den unterirdischen Endbahnhof, der dicht neben dem großen Potsdamer Bahnhof liegt.

Wir setzen aber unsere Fahrt gen Westen fort, zunächst auf mächtigen, hohen Eisenbrücken, die die Geleisestränge der Ring- und Wannseebahn tief unter sich lassen. Plötzlich geht's mitten durch ein Haus hindurch — wörtlich genommen; in der Höhe des ersten und zweiten Stockwerkes ist das Haus für die Bahn durchbrochen, in seinen übrigen Teilen aber bewohnbar geblieben. Die prächtige Lutherkirche bleibt dann links liegen, auf eisernem Viadukt, der in der Bülowstraße des besseren architektonischen Bildes halber auf schöne Steinpfeiler gesetzt ist, rollt unser Zug, die verkehrsreiche Potsdamerstraße kreuzend, zum Nollendorfplatz. Einer der zierlichsten Bahnhöfe der ganzen Linie nimmt uns einen Augenblick auf; dann folgt eine kurze, steile Rampe, und wir gleiten in die Tiefe hinunter, in die Tunnelstrecke, die bis zum Bahnhof Zoologischer Garten führt.

Ursprünglich war auch sie als Hochbahn projektiert, aber

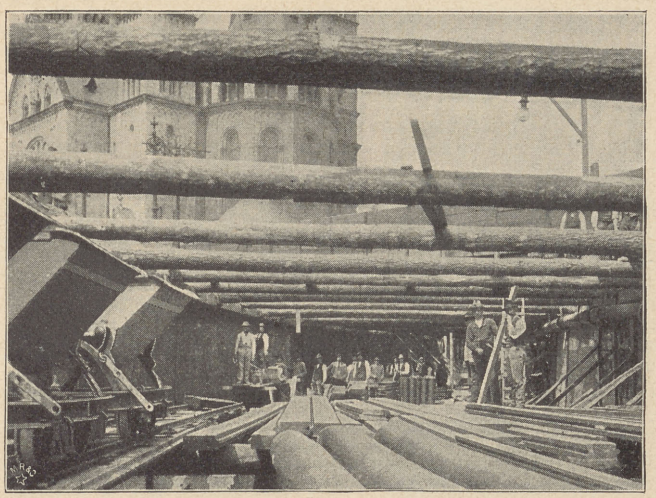


Bahnhof am Nollendorfplatz.

die Bewohner des vornehmen Westens und die Stadtverwaltungen von Schöneberg und Charlottenburg wollten ihre schönen Straßenzüge viaduktfrei halten. So entschlossen sich Siemens & Halske zum Bau der Strecke als Unterpflasterbahn.

Die Ausführung stieß auf die allergrößten Schwierigkeiten. Man konnte bei der gewählten Konstruktionsart zwar von einer eigentlichen Tunnelarbeit absehen, konnte sich mit einem offenen Einschnitt begnügen, der erst später oben geschlossen wurde, da die Bahn ganz dicht unter dem Straßenniveau bleibt. Aber man hatte einen wahren Riesenkampf mit dem Grundwasser zu führen, das hier sehr hoch steht und sehr mächtig ist; auf der ganzen Strecke arbeiteten lange Monate hindurch viele starke, von Lokomobilen getriebene Pumpen, um den Grundwasserstand künstlich zu senken. Erst nachdem das geschehen, konnte die Bauleitung mit dem Niedertreiben der hölzernen Spundwände auf beiden Seiten der Baugrube beginnen, wobei die zahlreichen Dampframmen die Bewohner der Kleist- und Tauenzienstraße in die angenehmste Nervenerregung versetzten, und wobei man, nebenbei bemerkt, hier, mitten in Berlin, gelegentlich auf einen Gletscherrest — eine mächtige Steinmoräne — stieß.

Aber das Grundwasser bot nicht das einzige Hindernis. Der Boden jeder Großstadt ist geradezu durchsetzt mit Wasser-

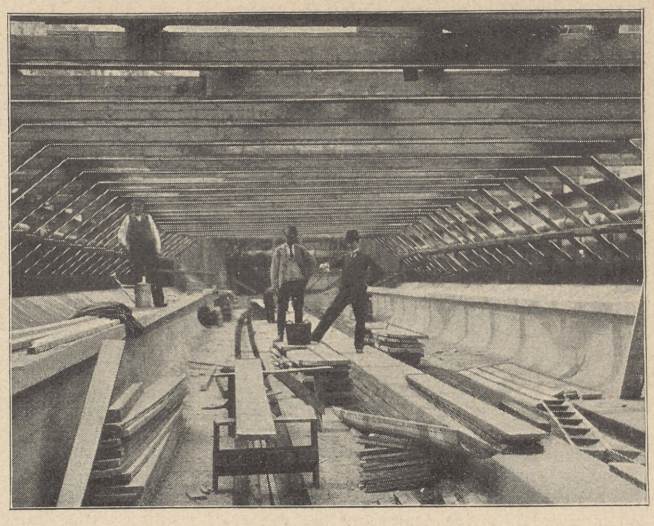


Ausschachtungsarbeiten in der Tauenzienstraße.
Im Hintergrunde die Kaiser Wilhelms-Gedächtniskirche.

leitungsröhren, Abzugskanälen für die Kanalisation, Telephonkabeln, Kabeln der Elektrizitätswerke ꝛc. — man spricht nicht mit Unrecht von einem „unterirdischen Berlin“. Alle diese Röhren, Kabel, Kanäle, welche die Bahn kreuzten, mußten bei der Ausschachtung der Baugrube berücksichtigt und verlegt werden. Es mußten ferner die Pferdebahngeleise, die sie berührte, bald rechts, bald links verschoben, es mußten für alle Querstraßen provisorische Brücken hergestellt werden.

Als endlich die Ausschachtung zwischen den hölzernen Spundwänden vollendet war, begann man die mächtige Baugrube am Boden auf beiden Seiten auszubetonieren und diese Betonierung durch besondere Maßregeln völlig wasserdicht zu machen. Dann wurden die Eisenkonstruktionen eingebaut, mit einer Pfeilerreihe in der Mitte, die die beiden Geleise scheidet, und endlich wurde die Decke durch eiserne Querträger und Betonschichten geschlossen — der Tunnel war fertig.

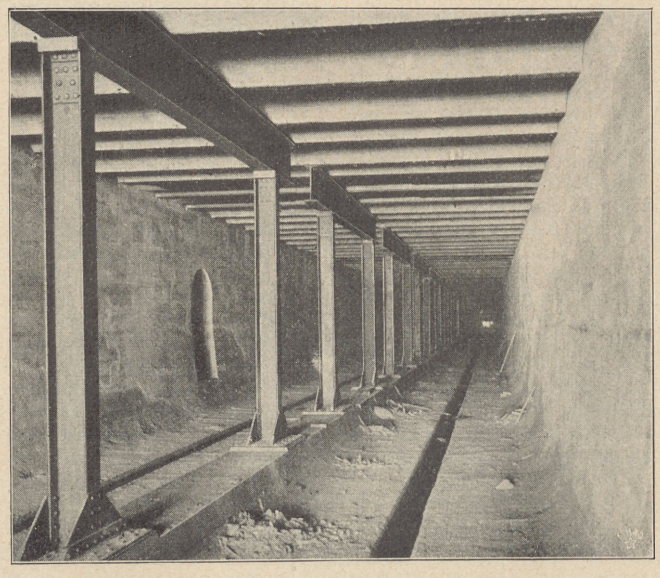
Es wird sich in den hellerleuchteten Wagen sehr gut durch ihn fahren; die Luft in ihm ist vorzüglich, und er ist absolut wasserdicht. Vom Nollendorfplatz erreicht man in kaum zwei Minuten die schmucke unterirdische Haltestelle auf dem Wittenbergplatz, in nicht viel längerer Zeit den vorläufigen Endbahnhof am Zoologischen Garten. Steigt man von ihm aus die Treppen hinan, so sieht man erst, wie vorsichtig die Tunnelbahn die Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche umgangen hat. Versuche haben ergeben, daß eine Störung



Tunnel am Wittenbergplatz.

des Gottesdienstes in dieser durch den Betrieb ganz ausgeschlossen ist; man wird in der Kirche von dem Geräusch der Züge gar nichts hören.

Mit der Eröffnung der Hoch- und Untergrundbahn wird Berlin um ein ausgezeichnetes Verkehrsmittel, dessen Schöpfung eine Notwendigkeit für den ganzen Südosten, Süden, Südwesten der Reichshauptstadt war, bereichert sein, um einen Verkehrsweg, der aller Voraussicht nach sehr stark benutzt werden wird. Aber so willkommen er ist, es kann bei ihm nicht sein Bewenden haben. Der sich stetig steigernde Verkehr zwingt schon seit Jahren dazu, auf die Anlage von Hoch- oder Untergrundbahnen im Inneren der Stadt zu sinnen, um die Straßen selbst von der oft beängstigenden Flut der Fuhrwerke einigermaßen zu entlasten. Eine ganze Reihe von Projekten ist bereits ausgearbeitet, teils von der Stadtverwaltung selbst, teils wieder von Siemens & Halske. Es scheint, daß von allen diesen vorerst ein Plan dieser Firma die meiste Aussicht auf Verwirklichung hat, der den Bau einer Untergrundbahn vom Potsdamer Bahnhof, also hier an unsere heut besprochene Bahn anschließend, durch die Voß- und Mohrenstraße nach dem Spittelmarkt bezweckt. Diese Linie würde also parallel der vielleicht verkehrsreichsten Straße Berlins, der Leipzigerstraße, gehen und einen Teil des Verkehrs aufnehmen können, der diese heut geradezu überfüllt. Für später ist dann eine Fortsetzung dieser Bahn nach dem Alexanderplatz und der Frankfurter Allee ins Auge gefaßt — das sind aber Zukunftspläne, deren Verwirklichung vielleicht noch in weiter Ferne liegt.



Tunnel unter der Tauenzienstraße.

Familientisch. — Sammler-Daheim.

Zu unseren Bildern.

Er ist unleugbar eine Prachtleistung unseres verehrten Altmeisters Ludwig Knaus, dieser Adlerjäger (S. 11), der mit der königlichen, auf schwierigem Alpenaufstieg errungenen Beute lässig auf dem Heimpfade einhergeht. Der kühngeschnittene Kopf, der selbst etwas adlerartiges hat, die ganze Figur, die in ihrer leichten Haltung doch höchste Kraft, Kühnheit und Elastizität erkennen läßt, heben sich von dem Hintergrunde brauender Alpennebel wundervoll ab.

Das holde schlafende Baby auf S. 17 hat M. Lewis unendlich behaglich in die schwellenden Kissen geschmiegt. — Auf S. 19 sehen wir eine Versammlung gelehrter Herren aus der Perückenzeit in einem prächtig ausgestatteten Bibliotheksraum versammelt. In einem feinen Holzstich sind die Gesichter, die Gewänder, das ganze dämmrige Interieur des büchergefüllten Raumes vortrefflich wiedergegeben.

Camille Corots stimmungsvolles Bild: „Ein Morgen in Italien" fügen wir in getreuer Reproduktion als Kunstbeilage dieser Daheimnummer bei. Über diesen großen französischen Landschaftsmaler und seine Werke, deren wir eines im vorigen Jahrgang des Daheim in Nr. 33 brachten, haben wir bei der Gelegenheit schon einiges gesagt; es sei deshalb hier nur auf jene Zeilen verwiesen.

Das neue französische Geld.

Schon beginnt ab und an ein Silber- oder Goldstück der neuen französischen Münze im deutschen Verkehr aufzutauchen. Voll Staunen besieht es der gutgezogene Staatsbürger und fragt sich: „Ist das wirklich Geld oder ist es nur ein Schaustück"? Denn, an die starre, schönheitverachtende Gleichheit des deutschen Reichsgeldes gewöhnt, kann er nicht begreifen, was z. B. die prächtige Figur der Rotyschen „Säerin" die kein Herrschaftszeichen, sondern der Ausdruck einer ganzen Gedankenfolge ist, auf einer Münze bedeuten soll.

Doch die Schönheit siegt, allmählich befreundet sich der Biedere auch mit der „Säerin" und mit dem stolzen Hahn auf der Rückseite der Goldstücke und ertappt sich wohl gar auf dem frevlen Gedanken, daß ein wenig mehr Anmut auch unser Reichsgeld nicht wertloser machen würde.

Die jüngste französische Republik hat sich mit der Schaffung neuer Münzbilder nicht beeilt, man prägte mit den übernommenen Typen nach 1871 weiter; das Gold zeigte den schreibenden Genius von Dupré, Silber und Bronze die Köpfe der Republik von Oudiné. Endlich, im Jahre 1889 gelegentlich der Jahrhundertfeier der Republik, beantragte die Administration der Münze ein Preisausschreiben für neue Münzbilder, aber erst im Jahre 1895 nach der Ernennung von Paul Doumer zum Finanzminister wurde der Anregung Folge geleistet. Indessen erließ man keine Konkurrenz, sondern man beauftragte einfach drei der bedeutendsten französischen Medaillenkünstler mit der Herstellung der Modelle: Chaplain sollte den Entwurf für die Goldmünzen, Roty den für das Silber und Daniel Dupuis den für die Bronze herstellen. Man engte die Phantasie der Künstler durch keine Bedingung ein, keine Vorschrift, kein Wunsch, kein Wink hemmte sie in freiem Schaffen; niemals wohl, so lange Münzen geprägt werden, ist dem Künstler, welcher das Münzbild fertigte, ähnliche Schaffensfreiheit gewährt worden. —

Seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hatte sich in Frankreich das Bedürfnis nach silberner Scheidemünze herausgestellt, das Modell von Roty wurde also zuerst durch die Münzpresse verwirklicht. Im Jahre 1897 gab die Münze die ersten Stücke zu 50 Centimes heraus, 88000 an der Zahl. Man riß sich in Paris um die kleinen Kunstwerke, nur wenige gelangten in zweite Hand, die meisten wurden zu Schmuck gefaßt, und noch jetzt sind die neuen Typen mit der Jahreszahl 1897 begehrte Seltenheiten. — Im folgenden Jahr, 1898, verließen die Münze nicht weniger als 30 Millionen Stück zu 50 Centimes, 15 Millionen zu einem und 5 Millionen zu zwei Franken.

Oskar Roty hat auf den Silbermünzen „Frankreich" als säende Frau dargestellt. —

Typus des neuen französischen Silbergeldes von Roty.

Ein junges, stolzes Weib, das Haupt mit der phrygischen Mütze bedeckt, Haar und Gewand im Morgenwinde wehend, streut, weit ausschreitend im Lichte der aufgehenden Sonne, mit der Rechten den Samen aus, während die starke Linke den Sack mit dem Saatkorn festhält. Auf der Rückseite der Münze befindet sich, leicht hingeworfen, nur ein Olivenzweig, welcher angenehm die Fläche füllt und genügend Raum läßt für die Wertbezeichnung und die Umschrift. — Daniel Dupuis wählte für die Vorderseite der Bronzemünzen einen Kopf der „Republik". Ein anmutiges Haupt mit etwas langem Profil, feiner Nase und weichem, dem Lächeln geneigten Munde; unter der seidenen Mütze quillt das reiche Haar hervor, das Band der Mütze hält einen Lorbeerzweig. — Die Rückseite personifiziert „Frankreich". Auf Wolken sitzt in weite Gewänder gehüllt, eine junge Frau, auf dem Haupte den hahngezierten Helm, die Brust von kurzem Harnisch umgeben, die Linke hält den Lorbeer des Friedens, die Rechte eine Trikolore, deren Falten einen Knaben, „den Genius der Arbeit", umwallen. Ein Ährenbüschel in der Rechten des Knaben deutet auf den Ackerbau, Hammer und Zange in der Linken auf die Industrie. Das Bild ist etwas gehäuft, zu viel Symbolik ist hineingepackt, die Details würden für kleine Münzen zu winzig ausfallen, daher auch zeigen die Rückseiten der Stücke zu ein und zwei Centimes nur die Wertbezeichnungen.

Typus des neuen französischen Goldgeldes von Chaplain.

Die Palme der Schönheit trägt das Gold davon, der herrliche Entwurf von Chaplain. Nie hat ein schönerer Kopf der „Republik" eine französische Münze geschmückt als derjenige, welcher die Vorderseite der neuen französischen Goldmünzen zum nicht genug zu bewundernden Kunstwerk macht. Die Rückseite zeigt einen Hahn, der stolz und kampfesmutig seinen Schrei in die Lüfte hinaussendet. An Stelle der hergebrachten Körnerkreise umzieht die Fläche der Münze eine zierliche Eierkette; der Rand trägt, unterbrochen von kleinen Rosenzweigen, die Worte: „Dieu protège la France."

Durch Gesetz vom 15. August 1795 wurde in Frankreich das dezimale System auch für die Münzen vorgeschrieben, allein erst das Grundmünzgesetz vom 28. März 1803 führte das System faktisch und definitiv ein.

Fünf Gramm Silber von 900 Tausendteilen fein sollen die Einheit bilden, welche den Namen „Frank" erhält. (Der Name „franc" war in Frankreich durch einen königlichen Erlaß vom 30. Mai 1575 für ein Silberstück von 10 Lot Feingehalt, 17 Stück auf ein Viertelpfund gehend, eingeführt worden.) Das Wertverhältnis des Silbers zum Golde wurde auf 1 : 15½ festgesetzt, 155 Zwanzigfrankstücke sollen aus dem Kilogramm $^{900}/_{1000}$ feinen Goldes geprägt werden, so daß der Franc also ein Quantum von 0,2 903 225 Gramm Feingold (im Werte von 0,81 Mark) darstellt. Frankreich besitzt demnach Alternativwährung. Die Goldwährung ist dargestellt durch Stücke zu 100, 50, 20, 10, 5 Francs, die Silberwährung wird durch das silberne Fünffrankenstück vertreten, welches dem Golde gleich annahmeberechtigt ist; die Silberstücke zu 2, 1, ½, ⅕ Franc sind Scheidemünze.

Das wichtigste Ereignis für die Geldgeschichte Frankreichs seit dem Jahre 1803 ist die Schöpfung des lateinischen Münzbundes durch Napoleon III., welcher am 1. August 1866 in Kraft trat. Frankreich, Belgien, Italien und die Schweiz (später schloß sich Griechenland an; Rumänien und Österreich gliederten ihre Münzen dem Frankensystem ein) verbanden sich zur Prägung nach gemeinsamem Fuße.

Es sollten geprägt werden: an Goldmünzen von 900 Tausendteilen Feingehalt:

Bezeichnung	Gewicht	Durchm.
100 Francs	32,258 Gramm	35 mm
50 „	16,129 „	28 „
20 „	6,451 „	21 „
10 „	3,226 „	19 „
5 „	1,612 „	17 „

Ferner silberne Fünffrankenstücke von 25 Gramm Gewicht, $^{900}/_{1000}$ fein und 37 mm Durchmesser, Silberstücke zu 2 Fr., 1 Fr., 0,50 Fr. und 0,20 Fr. von $^{835}/_{1000}$ Feingehalt, im Gewicht von 10, 5, 2, 1 Gramm, und an Bronzemünzen Stücke zu 10, 5, 2 und 1 Centime. Die Bronzemünze besteht nach dem Gesetz vom 6. Mai 1852 aus 95 % Kupfer, 4 % Zinn und 1 % Zink. Der Münzwert von Bronze, Silber und Gold verhält sich in der französischen Münze wie 1 : 20 : 310; das Kilogramm ausgemünzter Bronze kostet 10 Francs, die Preise derselben Quanten Silber und Gold sind also 200 Francs und 3100 Francs.

Der durch die ungeheure Produktion hervorgerufene niedrige Silberkurs zwang, auf Frankreichs Betreiben, die Vertragsstaaten dazu, im Jahre 1874 die Ausprägung silberner Fünffrankenstücke einzuschränken und im Jahre 1880 gänzlich zu inhibieren, so daß Frankreich augenblicklich de facto Goldwährung besitzt. Prof. M. Kirmis.

Notizen.

Alte Musikinstrumente kann man in dem Akustischen Kabinett zu Berlin bewundern, großenteils Spielereien, die aber alle ein mehr oder weniger anekdotisches Interesse besitzen. Bemerkenswert ist die lebensgroße Figur eines Trompeters. Dieser Musikautomat wurde im Jahre 1810 von dem Instrumentenbauer Friedr. Kaufmann in Dresden hergestellt; Carl Maria von Weber hielt ihn für interessant genug, ihn eingehend in der „Allgemeinen Musikzeitung" zu beschreiben. Er kann noch heute alle Töne auf der Trompete hervorbringen, die ein lebendiger Musiker diesem Instrumente entlockt. — Um fünf Jahre älter ist ein Bellonion, wie ein solches von König Friedrich Wilhelm III. angekauft wurde. Dies letztere Bellonion hat einst dem Kaiser Napoleon, als er nach der Schlacht bei Jena sein Hauptquartier im Schlosse zu Charlottenburg aufgeschlagen hatte, einen nicht geringen Schrecken eingejagt. Napoleon hatte sich zu Bett begeben, als plötzlich im Schloß preußische Kavalleriesignale ertönten. Der Kaiser glaubte sich überfallen, fuhr aus dem Bett und ließ Alarm schlagen. Alles eilte an die Gewehre; — da stellte sich heraus, daß das Bellonion, welches von einem der Herren aus Napoleons Gefolge durch einen Zufall in Thätigkeit gesetzt worden war, all die Aufregung verschuldet hatte. T. V.

Ein Band der ersten Folioausgabe Shakespeares vom Jahre 1623 wurde am 17. Juli bei Christie in London versteigert. Der ausgebotene Band (12⅝ : 8¼ Zoll groß) war gut erhalten, auch das Bildnis Shakespeares nach Droeshout, nur befand er sich in einem modernen Saffianeinband. Nach heftigem Kampfe versteigerte der Antiquar Quaritch das Buch für 1720 Pfund d. h. 34400 Mark. Ein solcher Band kostete zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts etwa 20 Mark, hundert Jahre später etwa das Zehnfache — im Jahre 1864 wurden für ein herrliches Exemplar in altem Einbande 14320 Mark bewilligt. M.

Hausmusik.

Eine Mozartsängerin.

Es ist ein schöner Zug unserer Zeit, daß sie nicht müde wird, allem nachzuforschen und alles das zusammenzutragen, was sich auf das Leben und die Werke unserer großen Meister bezieht. Dort, wo es sich darum handelt, das Gesamtbild eines Meisters zu zeichnen, die feinsten Linien und Striche festzuhalten und die Bedeutung seiner Kunst für seine Zeit abzugrenzen, gibt es für den Forscher nichts, was zu klein, zu unbedeutend oder gar überflüssig wäre. Wir haben diesem Bestreben, die Lebensgeschichte und das Kunstwirken unserer klassischen Meister bis in die feinsten Nebendinge auszumalen, so manchen interessanten Fund, mancherlei des Wissenswerten zu danken. Von den genialen Musikern, zu denen die Aufmerksamkeit der forschenden Wissenschaft immer wieder zurückkehrt, ist Mozart zugleich derjenige, dem die allgemeinste Teilnahme, die Liebe eines ganzen Volkes in allen, auch den entlegensten Spuren seines Erdenwallens und seines Kunstwirkens gefolgt ist. Alles, was sich auf Mozart bezieht, darf heute der Sympathie und des Interesses der Deutschen sicher sein. Und so wird man auch der italienischen Sängerin Teresita Saporiti mit Dankbarkeit gedenken, jener Künstlerin, die, eine der feurigsten und begeistertesten Bewunderer Mozarts, die erste war, welche die Donna Anna sang, als Mozarts Don Juan am 29. Oktober 1787 in Prag zum erstenmal aufgeführt wurde. Dem Namen nach wohlbekannt, schien es nicht möglich zu sein, auch ein Bild dieser vorzüglichen Künstlerin aufzufinden, bis es dem ebenso glücklichen wie scharfsinnigen Sammler Nikolaus Manskopf in Frankfurt a. M. gelang, einen sehr interessanten und wertvollen Kupferstich zu entdecken und ihn zugleich mit einigen anderen historisch nicht minder interessanten Bildern seinem an Prachtstücken reichen musikhistorischen Museum einzuverleiben.

Aus dem musikhistorischen Museum des Herrn Fr. Nicolaus Manskopf, Frankfurt a. M.

Gluck und die Dichter und Schriftsteller seiner Zeit.

I.

Von allen bedeutenden Dichtern seiner Zeit war es Klopstock, zu dem sich Gluck am meisten hingezogen fühlte, vielleicht weil ihm in dessen Werken dieselbe antike Größe entgegentrat, die seine eigenen Schöpfungen charakterisiert. Außerdem begrüßte er in Klopstocks Schaffen voll Freude den Aufschwung der vaterländischen Dichtkunst. Gluck setzte folgende Lieder und Oden Klopstocks im deklamatorischen Stil in Musik: „Schlachtgesang", „Vaterlandslied", „Wir und sie", „Der Jüngling", Die frühen Gräber", „Die Neigung", „Die Sommernacht", „Willkommen, o silberner Mond", und beschäftigte sich mit besonderer Liebe in seinen letzten Lebensjahren mit der schon früher begonnenen Komposition der „Hermannschlacht", mit der er, wie er dem Dichter selbst mitteilte, seine musikalischen Arbeiten beschließen wollte. Einzelne Gesänge daraus, die ebenfalls beinahe ganz deklamatorisch gehalten waren, sang und spielte er im Sommer 1773 dem Berliner Kapellmeister Reichardt vor. Die Begeisterung für seinen Stoff ergriff ihn derart, daß ihm die Thränen über das Gesicht strömten. Leider hinterließ er nur flüchtige, kaum leserliche Aufzeichnungen der Hauptgedanken seiner Lieblingsschöpfung, und selbst diese sind noch verloren gegangen.

Die persönliche Bekanntschaft Klopstocks machte Gluck im Jahre 1775 in Straßburg, gelegentlich seiner Rückreise von Paris nach Wien. Beide fanden gleich an einander Gefallen und traten sich bald darauf in Rastatt noch näher. Gluck reiste mit seiner geliebten und von ihm unzertrennlichen Gattin Marianne geb. Pergin und einer Nichte Marie Anna, die er an Kindesstatt angenommen. Die letztere war eine ebenso anmutige Erscheinung, als sie sich durch eine ungewöhnlich hohe musikalische Begabung, eine zum Herzen dringende Stimme und durch ein überraschendes Verständnis für die Schöpfungen ihres genialen, aber auch strengen und viel verlangenden Oheims auszeichnete. Marie Anna sang Klopstock die von Gluck komponierten Oden und Lieder in so unbeschreiblich reizender Weise vor, daß er seine helle Freude an ihnen fand, wie ihn auch des Mädchens Wesen in hohem Grade bezauberte. Ein Beweis des zwischen ihnen bestehenden freundschaftlichen Verhältnisses ist folgende scherzhafte Erklärung, welche Klopstock aufsetzte und Marie Anna niederschrieb:

„Ich Endesunterschriebene, Bezauberin des heiligen römischen Reichs, wie auch des unheiligen gallikanischen Reichs, beurkunde und bekenne hiermit, wasmaßen ich Klopstocken versprochen habe und verspreche, daß sobald ich Erzzauberin in die Erzstadt Wien zurückgekehrt bin und mich alldort drei Tage und drei Nächte von meiner Reise verpustet habe, ich ohne Verzug ihm zusenden will:

1. Die Arie, in welcher Orpheus der Euridice nachruft,
2. Die Arie, in welcher Alceste ihren Kindern nachruft,

und daß ich unter jede dieser Arien einige Worte setzen will, soviel nämlich in Worten davon enthalten sein kann die Art, Beschaffenheit und Eigentümlichkeit meines musikalischen Zaubervortrages, damit bekannter Klopstock diese meine Worte benebst den Arien seinerseits wiederum an seine Nichte in Hamburg senden könne, welche seinem Vorgeben nach der Zauberin auch ergeben sein soll.

Urkundlich geschrieben zu Rastatt am 17. März 1775 und von allen anwesenden Damen und Herren unterzeichnet."

Die erwähnten Arien sandte Gluck von Wien aus und schrieb dazu: „Ich hoffe, Sie werden von dem Herrn Grafen Cobenzl die verlangten Arien richtig erhalten, ich habe selbige durch diese Gelegenheit wegen Ersparung der Postspesen Ihnen geschickt; die Anmerkungen habe ich müssen weglassen, weil ich nicht wußte, mich auszudrücken, wie ich es verlangte; ich glaube, es würde Ihnen ebenso schwer ankommen, wenn Sie sollten jemanden durch Briefe belehren, wie und mit was für einem Ausdruck er Ihren Messias zu deklamieren hätte. Alles dieses besteht in der Empfindung und kann nicht wohl expliziert werden, wie Sie besser wissen als ich. — Ich ermangle zwar nicht zu pflanzen, aber handeln habe ich bis dato noch nicht können, denn kaum war ich in Wien angekommen, so verreiste der Kaiser und ist noch nicht zurückgekommen; über dieses muß man anoch die gute Viertelstunde beobachten, um etwas effektieren zu können. Bei großen Höfen findet man selten Gelegenheit, etwas Gutes anzubringen; indessen höre ich, daß man will eine Akademie der schönen Wissenschaften allhier errichten —, wann ich werde besser von der Sache unterrichtet sein, werde ich nicht ermangeln, Ihnen alles zu berichten. Indessen haben Sie mich ein wenig lieb, bis ich wiederum so glücklich bin, Sie zu sehen. Mein Weib und Tochter machen Ihnen ihre Komplimente und freuen sich sehr, von Ihnen etwas zu hören und ich verbleibe dero

Ihnen ergebenster Gluck."

Es scheint aus dem Briefe hervorzugehen, daß Klopstock eine Stelle an der genannten Akademie wünschte und daß Gluck ihm in rechter Freundestreue behilflich sein wollte, sie zu erhalten. (Fortsetzung folgt.)

Aus dem Tonleben.

Die Marseillaise deutsch? Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, so schreibt Karl Blind in der „Nineteenth Century", daß die berühmte französische Nationalhymne deutschen Ursprungs ist. Ihr Schicksal ist mannigfachen Wechselfällen unterworfen gewesen und ihr Ursprung immer noch in Dunkel gehüllt. In den ersten Jahren des vorigen Jahrhunderts waren verschiedene Orchestrierungen der „Marseillaise" bei öffentlichen Festlichkeiten in Umlauf. Mehrere französische Komponisten behaupten, daß der ursprüngliche Autor des Liedes, Rouget de l'Isle, keine gute musikalische Technik besessen hätte. Infolgedessen entstand ein großer Wettbewerb im Umbilden und Vervollkommnen der ursprünglichen Melodie. Zuletzt erschien Berlioz mit einer neuen Instrumentation, die zuerst die endgültige Lösung für alle Zeiten schien. Dann aber wurde Ambroise Thomas, der frühere Direktor des Konservatoriums, mit einer neuen Bearbeitung betraut. Auch dieses Werk war nicht für die Ewigkeit geschaffen, und neuerdings hat der jetzige Direktor des Konservatoriums Théodore Dubois gemeinsam mit Professor Duvernoy und Musikdirektor Parès wiederum eine neue officielle Instrumentation geliefert, die den vollen Beifall des Kriegsministers gefunden hat. Andere, wahrscheinlich Anti-Wagnerianer, behaupten freilich, es wäre „ein fürchterlicher Lärm einer Batterie von Trommeln und anderer betäubender Instrumente". Die Frage nach dem ursprünglichen Komponisten der so vielen Schicksalen unterworfenen Nationalhymne gewinnt dadurch ein neues Interesse. Die gewöhnliche Ansicht ist, daß Rouget de l'Isle eines Abends, den er im Hause des Bürgermeisters von Straßburg Dietrich verbrachte, gebeten wurde, ein Kriegslied für die Freiwilligen, die am nächsten Tage abmarschieren sollten, zu schreiben und in Musik zu setzen. In derselben Nacht noch soll er dann Text und Musik niedergeschrieben haben, was in Anbetracht der Länge des Liedes eine beträchtliche Leistung sein würde. Demgegenüber ist nun ein fran-

zösisches Zeugnis zu citieren, das die Autorschaft des Rouget de l'Isle entschieden bestreitet. Der bedeutende französische Musikkritiker Castil Blaze behauptet nämlich in seinem Buch „Molière Musicien", das 1852 erschien, daß Rouget de l'Isle die Musik der Marseillaise nicht komponiert habe. Er behauptet, daß es ein deutscher Kirchengesang wäre, der durch Julian den Älteren, alias Navoigille, der 1782 in den Konzerten der Madame de Montesson spielte, nach Frankreich importiert worden wäre. Die Wahrheit ist, daß in St. Omer im Departement Pas-de-Calais ein bescheidener alter Musikdirektor lebte, der Hymnen und Wechselgesänge, auch ein Oratorium schrieb, während er die Musik in der Kathedrale von 1775—1787 leitete. Als er sich, zwei Jahre vor der Erstürmung der Bastille, zur Ruhe setzte, machte er ein Inventar aller seiner Werke und deponierte es mit seinen Manuskripten in den Archiven der Stadt. Kürzlich wurde nun in der Einführung, die er zu dem Oratorium schrieb, dieselbe Hymne entdeckt, zu der Rouget de l'Isle die Worte seines Kriegsliedes setzte, fünf Jahre, nachdem der Musikdirektor von St. Omer sein Amt niedergelegt hatte. Natürlich wurde das Tempo der ursprünglich für die Kirche geschriebenen Komposition zum Zweck der kriegerischen Wirkung eines Schlachtliedes erheblich beschleunigt. Es fragt sich nun, wie diese kirchliche Hymne hierher gelangte. Da unterliegt es keinem Zweifel, daß die Angabe des französischen Kritikers, sie stamme aus Deutschland, auf Wahrheit beruht. Es ist ursprünglich eine deutsche kirchliche Melodie, und zwar die Melodie des Credo einer Messe. Johannes Scherr erzählt in seinem Buch: „Blücher, sein Leben und seine Zeit", daß er als Knabe in einer katholischen Dorfkirche Schwabens eine neue Weihnachts-Cantate im Chor gesungen hätte. Als er aus der Kirche trat, sagte ein alter Soldat, der die revolutionären Feldzüge und die napoleonischen Kriege von 1809—1815 mitgemacht hatte, zu Scherr: „Wißt Ihr, was Ihr gesungen habt? Es ist die Marseillaise! Ich bemerkte es bei den ersten Tönen." Scherr sagte dies seinem Vater, der der Organist der Dorfkirche war. Und er antwortete: „Die Marseillaise? Wo denkst du hin? Die Musik, in die ich die neue Weihnachtscantate gebracht habe, ist ein Teil einer alten Messe." Diese Messe aber, auf die die französische Nationalhymne zurückgeht, wurde 1776 von Holtmann, dem Kapellmeister des Kurfürsten der Pfalz, komponiert. Von der Pfalz kam sie ins Elsaß, und dort verschaffte sie sich leicht Eingang in andere Teile Frankreichs. Die Umbildung einer kirchlichen Melodie zu einem Kriegslied ist nicht ungewöhnlich, wenn man daran denkt, daß Luther umgekehrt sehr oft leichtere Melodien für kirchliche Zwecke umformte. Ein Bruder des berühmten Professor Kußmaul, der am Kriege zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten teilnahm, amüsierte sich z. B. damit, auf den Orgeln der Kirchen in Mexiko hübsche Liebes- und Trinklieder in langsamerem Tempo zu spielen, ohne daß die begeisterten Eingeborenen den Schabernack merkten. Rouget l'Isles Lied wurde zuerst „Schlachtlied der Rheinarmee" genannt. Als die sogenannten Verbündeten von Marseille es 1792 nach Paris brachten, wurde es in „Marseillaise" umgetauft.

Eine kostbare Geige.

Die Witwe des norwegischen Geigers Ole Bull hat dem Museum der norwegischen Stadt Bergen das berühmte und kostbare Instrument ihres Mannes als Geschenk überwiesen. Diese Geige wurde 1532 von Gasparo da Salo, einem Geigenbauer, verfertigt, dessen Instrumente jenen Giuseppe Guarneris gleichgestellt wurden. Gasparo da Salo war mit diesem seinem Werk so zufrieden, daß er von dem berühmten Benvenuto Cellini einen Griff dazu schneiden ließ. Am Ende dieses Griffes sitzt, mit dem Gesicht nach oben gerichtet, ein Engelskopf, und an der Unterseite befindet sich ein Meerweib, dessen Leib in Fischgestalt endet. Der Hals war ursprünglich rosafarben mit blau, rot und gelb. Der Rest besteht aus prachtvoller Schnitzerei, und Vergoldung und Farben sind trotz des hohen Alters des Instrumentes gut erhalten. Das Holz, das dazu zur Verwendung kam, wuchs auf dem Berge zwischen Brescia und Verona, wo sich die Vegetation infolge der beständigen Wärme so gleichmäßig entwickelt, daß die Linien des Holzes genauen Abstand von einander haben. Jetzt ist der Berg bei Brescia abgeholzt, und es ist daher einfach unmöglich, die Arbeiten dieses Meisters nachzuahmen. Kardinal Aldobrandini kaufte die Geige für 3000 Dukaten und verehrte sie der Kunstschatzkammer zu Innsbruck, von der sie ihren Namen hat. Als die Franzosen 1809 Innsbruck eroberten, wurde sie von einem Soldaten gestohlen und an Rhaczeck verkauft. Ole Bull, der schon viel von der Geige gehört hatte, suchte, als er nach Wien kam, sofort den Bankier auf, den er bat, das herrliche Werk sehen zu dürfen. Nach einigem Widerstreben ging Rhaczeck in sein Allerheiligstes, wo die 200 Violinen, Violoncelli und Kontrabässe symmetrisch geordnet standen und wo niemand hinein durfte. Die berühmte Geige lag in einem altertümlichen Schrank, der nach der Erklärung Rhaczecks früher einem Kloster gehörte. Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges soll in diesem Schrank ein Fürst erstickt worden sein? Ole Bull durfte die Geige nur bewundern, nicht anrühren, und vergebens bot er sein ganzes gespartes Vermögen dafür. „Geben Sie mir ein ganzes Stadtviertel von Wien, dann wollen wir sehen," sagte der Bankier. Als Ole Bull zwei Jahre später in Leipzig war und Liszt und Mendelssohn als Gäste bei sich hatte, erhielt er einen Brief. Er war von Rhaczecks Sohn, der Ole Bull die Mitteilung machte, daß der Bankier Rhaczeck gestorben wäre und im Testament bestimmt habe, daß die Gasparo da Salo an Ole Bull ausgeliefert werden solle. Letzterer war natürlich entzückt, und Liszt schlug vor, daß die Geige mit einem Stück von Mendelssohn eingeweiht würde, was auch geschah.

Gedenktafel.

Johann Gottlieb Naumann (gest. 23. Okt. 1801) ist um seines Meisterwerkes, Klopstocks: „Vaterunser" und einiger Messen, Vespern, Litaneien, willen, die bis in die Gegenwart hinein (so am 2. Oster- und 2. Pfingsttage traditionell in Dresden) hohe Festtage „als klingender Gottesdienst" verherrlichen, auch für die heutige Zeit noch von Interesse. Die Asdur-Messe des Meisters wurde innerhalb des letzten Jahrzehnts im Kölner Dom aufgeführt. Naumann gehört zu den Künstlern, die reiche Anerkennung fanden; selbst von Mozart und Beethoven wurde er hoch geschätzt. Beethoven bedauert in einem Briefe an Gräfin Elise v. d. Recke, daß er der Aufführung einer Naumannschen Messe in Dresden leider nicht beiwohnen könne, und von dem schon erwähnten Meisterwerk schreibt C. M. v. Weber mit Bezug auf ein zu wählendes Werk für ein Musikfest: „Vorschlagen könnte ich Ihnen das jetzt im Stich (bei Breitkopf & Härtel) erschienene „Vaterunser" von Naumann. Ein herrliches Werk." Weber bekräftigte später dies Urteil dadurch, daß er bei dem Musikfest in Quedlinburg am 1., 2. und 3. Juli 1824, das er dirigierte und das zur Verherrlichung von Klopstocks 100. Geburtstag in dessen Vaterstadt veranstaltet wurde, das „Vaterunser" aufführte und an die Spitze des Programms setzte. Seine Art der Komposition, reich an frommem Ausdruck und melodischer Schönheit, hat auf manchen Kirchenkomponisten eingewirkt, so auf Friedrich Kiel, der es selbst aussprach, wieviel er den Studien Naumannscher Messen verdanke. Sein berühmtes Requiem zeigt deutlich Anklänge an Naumanns Miserere aus der Asdur-Messe. — Das Leben des am 17. April 1741 in Blasewitz bei Dresden geborenen Johann Gottlieb ist ziemlich abenteuerlich, aber an Ehren und Erfolgen besonders reich. Obgleich Sohn armer Eltern, besuchte er die Dresdener Kreuzschule, aus der mancher berühmte Musiker hervorging. Nachdem er nach beendeter Schulzeit erst bei einem Schlosser in der Lehre war und dann das Vieh seines Vaters gehütet hatte, erfüllte sich sein Wunsch, Musiker zu werden: er kam zu Homilius. Mit dem schwedischen Kammermusiker Weeström, der ihn fast wie seinen Diener hielt, kam er 1757 nach Venedig, wo er Tartinis Unterricht genoß. 1763 zog es ihn nach Deutschland; von der Kurfürstin Maria Antonia sehr protegiert, wurde er mit 23 Jahren zum kurfürstlich sächsischen Kirchenkomponisten ernannt. Die gleiche Anerkennung wie in Deutschland, fand er in Italien, wo er mehrere Opern zur Aufführung brachte, darunter die berühmte: „L'Alessandro nelle Indie". Man hätte ihn gern in Italien festgehalten, doch voll Treue gegen sein Vaterland kehrte er nach Dresden zurück; Friedrichs des Großen Antrag, mit 2000 Thalern Gehalt als Hofkapellmeister nach Berlin zu kommen, nahm er nicht an. In seinem geliebten Dresden fand Naumann am 2. Oktober 1801 bei einem Spaziergange im Großen Garten seinen Tod.

K. Sch.

In unserer Spielecke.

1. Rösselsprung.

warm	heißt	bis	kunst	zie-	vol-	füh-	der
auch	treu-	len	nach	ße	zu-	sten	len
saa	in	das	len	un-	ge-	schooß	len
en	die	ver-	wäh-	ben	stra-	dung	höch-
gäng-	ten	wor-	schon	und	den	rin	te
so	en	rend	le	len	rech-	den	stre
die	lich-	freu-	ten	hier	ge-	in	die
kel	ir	den	seh-	en	still	ben	nach

2. Homonym.

Wenn Du des Berges höchsten Grat erklimmst,
Wenn Du zu kühnem Sprung den Anlauf nimmst,
Im Wettlauf schnell zum fernen Ziele eilest,
Im leichten Ruderboot die Wellen teilest:
Dann brauchst Du **sie**, denn wenn sie Dir versagen,
Wie möchtest Du die Palme wohl erjagen?

Wenn Du zu fernem Land die Schritte lenkst,
Und dort der trauten Heimat dann gedenkst,
In Deines Vaterhauses stille Räume,
Zur süßen Braut Dich führen holde Träume:
Dann packt **es** Dich wohl wider Deinen Willen,
Und mühsam nur vermagst Du es zu stillen.

F. F.

3. Dreisilbige Scharade.

Die Ersten führen ein beschaulich' Leben,
Das aber oft ein blutig' Ende nimmt;
Doch sollt' es einst nur Vegetarier geben,
Wär' eine läng're Dauer ihm bestimmt.

Die Dritte ein gewagtes Unternehmen
In manchen Fällen für den Mut'gen bleibt;
Auf Alltagswegen, glatten und bequemen,
Muß wandern, wen der Sinn nicht vorwärts treibt.

Beim Ganzen heißt es prüfen und erwägen
Und dann die rechte Thüre nicht verfehlt,
Denn weiten Kreisen Unheil oder Segen
Daraus erwachsen kann wie sie gewählt.

M. Sch., Cassel.

4. Quadraträtsel.

a	a	**b**	d	e
e	**e**	e	**e**	e
g	g	i	i	**m**
n	**o**	r	**r**	r
s	s	**s**	s	t

Die Buchstaben in den Feldern des Quadrats sind so zu ordnen, daß die wagerechten Reihen bezeichnen:

1. Einen Künstler; 2. den Vornamen einer Künstlerin; 3. einen Fluß in Deutschland; 4. einen Fluß in Frankreich; 5. einen Dichter.

Sind die richtigen Wörter gefunden, so nennen die acht Buchstaben an den fett gedruckten Stellen einen beliebten Dichter unserer Zeit.

5. Rätsel.

Kannst Du den Prinzen mir nennen, der schändlichen Frevel begünstigt'?
Fügst Du zwei Laute noch ein, schützt er und schmückt er das Haupt.

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 1.

1. Schachaufgabe.

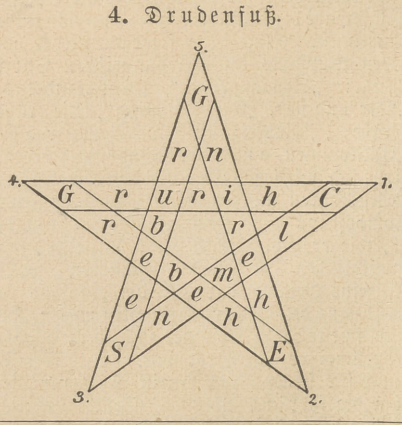
1. Dc4—d5, Ke3—f4, 2. Dd5—f3†, beliebig, 3. La5—d8, e3 ±.
A. 1. ...., Lh6—g5, 2. La5—c3, bel., 3. Dd5—f3 ±.
B. 1. . . . ., Lh6—f4, 2. Kg1—f1, L beliebig. 3. La5—d2 ±.

2. Arithmetische Aufgabe.

Rudolf Virchows Geburtstag 13. 10. 1821.

3. Viersilbige Scharade. Schopenhauer.

4. Drudenfuß.



Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. — Übersetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rücksendung **unverlangt** eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutschen** Freimarken beigelegt sind. — Herausgeber: **Th. H. Pantenius** und **Hanns von Zobeltitz.** — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W. 35, Steglitzerstr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Anzeigen nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig, Friedrich Auguststraße 2. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing)** in **Leipzig.**
Druck von **Fischer & Wittig** in **Leipzig.**

Aufnahmegebühren: Die viergespalt. Nonpareille-**Zeile** oder deren Raum **1 M. 25 Pf.**; im **Personal-Anzeiger:** Unterr.-Anstalt., Pens. u. Angebotene Stell. 80 Pf. (Eine Zeile enth. 11 Silben),

Daheim-Anzeiger.

(XXXVIII, Nr. 2. Ausgegeben am 12. Oktober, geschlossen am 2. Oktober 1901.)

Gesuchte Stellen 60 Pf. (Eine Zeile enthält 11 Silben). Die Aufträge für Anzeigen sind gefl. zu richten an die **Daheim-Expedition** (Abt. f. Inserate) in **Leipzig**, Friedrich Auguststraße 2.

Briefkasten der Redaktion.

Alle für diese Rubrik bestimmten Zuschriften sind mit dem Vermerk **„Briefkasten"** zu versehen. **Direkte Auskünfte erteilen wir nicht** oder doch nur **in den seltensten Fällen** und zwar **nur an Abonnenten** und auch dann nur, wenn die nötigen Briefmarken beigefügt waren. Unverlangt eingeschickte **Gedichte** senden wir nur zurück, wenn wir die nötigen Briefmarken in der Sendung vorfanden.

P. † H.-L. Sie wünschen in Ergänzung unseres Aufsatzes in Nr. 45 des vorigen Jahrganges über die Stadt Emden und ihren neuausgebauten großen Seehafen noch einige Einzelheiten, namentlich über letzteren. Dieselben sollen Ihnen hier werden. Emden hat über 14000 Einwohner und ist eine nicht unbedeutende Handelsstadt. Der Hafen ist für die größeren Seeschiffe ausgebaut; er hat eine Tiefe von 11,5 Meter unter Mittelhochwasser erhalten, die es gestattet, daß die großen Schiffe bis zu 8,2 Meter Tiefgang stets flott bleiben. Auch der Binnenhafen kann Schiffe von reichlich 6 Meter Tiefgang aufnehmen. Von Emden abwärts wird das Fahrwasser der Unterems auf 10 Meter vertieft. Der Außenhafen und die Unterems bleiben auch im Winter für die Schiffahrt offen. Der Außenhafen ist mit einem ausgedehnten Kai, großen Seegüterschuppen, mit elektrischen Krananlagen, Kohlenschüttkran, Hafenbahn und allen sonstigen Erfordernissen eines großen Seehafens ausgerüstet. Im Außenhafen ist ein Freibezirk errichtet, der Anfang August 1901 zollamtlich eröffnet worden ist. Der Freibezirk wird zollamtlich als Ausland behandelt, demzufolge der Schiffsverkehr, die Ein- und Ausladung, sowie die Lagerung und Behandlung aller Waren im wesentlichen von Zollkontrolle befreit sind.

Aufmerksamer Leser in Jena. Ja, die bösen Fremdwörter! Sie haben ja ganz recht! Indessen müssen wir doch bemerken, daß der Ausdruck „Guerilla-Krieg" im militärischen Sprachgebrauch allgemein eingebürgert ist, ob mit Recht oder Unrecht, bleibe dahingestellt. Jedenfalls enthält z. B. das bekannte Potensche Militärische Handwörterbuch den gleichen Ausdruck. Dank und Gruß!

St. in Reichenbach. Über die Bedingungsaufnahmen für die Intendanturcarrière bei der Armee finden Sie in Dregers Buch: „Die Berufswahl im Staatsdienste" das Nähere (Verlag von C. A. Koch in Dresden, Grünestraße 2).

Z. in W. Auf Ihre Frage (Nr. 51), wo man Belehrung und Anweisung zur Begründung eines Vereins vom Roten Kreuz erhält, antwortet ein freundlicher Leser (Dr. **K.** in **B.**) wie folgt: „Es gibt Männer- und Frauenvereine vom Roten Kreuz. Bei der Begründung eines Männervereins erteilt Auskunft das Bureau des Komitees des Preußischen Landesvereins vom Roten Kreuz in Berlin W., Wilhelmstraße 73. Soll ein Vaterländischer Frauenverein errichtet werden, so wird ein Statut-Formular von dem Hauptvorstande des Vaterländischen Frauenvereins (Unter den Linden 72/73, Berlin NW.) zu erbitten sein. Besten Einblick in das Wirken des Roten Kreuzes gewährt die offizielle Zeitschrift desselben: ‚Das Rote Kreuz,' Abonnement 6 Mk. jährlich, auf das bei jeder Poststelle abonniert werden kann." — Ein anderer Leser des Daheim bittet den Fragesteller, er möge zwecks weiterer Auskunft sich direkt postlagernd an ihn unter Chiffre **G. G. Nr. 105** in **Freiburg in Br.** wenden.

A. v. A. in J. St. C., Brasilien. Haben Sie vielen Dank für Ihren interessanten Brief! Wir haben ihn Herrn Prof. M. geschickt.

F. H. in G. und Anderen. Sie haben recht gesehen! Infolge eines bedauerlichen Fehlgriffs ist das Porträt der Großherzogin von Hessen, das uns gleichzeitig mit dem des Zaren aus Darmstadt zuging, als das der Kaiserin von Rußland zur Abbildung gelangt. Das Versehen wurde leider erst bemerkt, als es zu einer Richtigstellung zu spät war.

Wi. in Braunschweig. Auf Ihre Frage (in Nr. 49) nach einem Herrgottschnitzer nennt uns **A. G. in Bremen** die Adresse des Herrn Bathasar Keller in Oberammergau (Haus 65) in Bayern.

A. G. in P. Das Gedicht, nach welchem Sie in Nr. 51 fragen, lautet nach einigen freundlichen Mitteilungen aus unserem Leserkreise vollständig so:

„Armen Bergmanns Leben
Ist zwar dürftig nur,
Doch ihm hat gegeben
Frohen Sinn Natur.
D'rum hinauf geschaut
Und auf Gott vertraut.

Mögen Wetter stürmen,
Bräche Nacht herein,
Woll' nur Gott uns schirmen,
Fürchten wir kein Dräu'n.
D'rum hinauf geschaut
Und auf Gott vertraut."

„Dichter und Komponist sind", wie uns **L. G.** in **K.** freundlichst schreibt, „dieselben, wie die von dem bekannteren: ‚Der Mensch soll nicht stolz sein —.' Die beiden schönen Lieder entstammen einem Singspiel, das, wenn ich nicht irre, ‚Bergmannsleben' geheißen hat und vielleicht in den ersten vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sehr beliebt gewesen ist. Beide Lieder habe ich noch oft von meinen Eltern in meiner Kindheit singen hören, doch schon damals als ‚Erinnerung aus der Jugendzeit.' Das schöne ‚Armen Bergmanns Leben' scheint jetzt ganz verschollen zu sein. — Eine andere freundliche Leserin (**M. M.** in **M.** ist gern bereit, dem Fragesteller die Komposition durch uns zu übermitteln, wenn er uns seine Adresse angibt. **L. G.** in **K.** und **M. M.** in **M.** verbindlichen Dank und Gruß!

(Fortsetzung S. 29.)

Winter-Reklame.

Der deutschen Inserentenwelt gestatten wir uns das **„Daheim"** als vorzügliches Insertionsorgan angelegentlich zu empfehlen. Unter den großen illustrierten deutschen Blättern nimmt das **„Daheim"** bekanntlich eine Sonderstellung ein: Es ist das Lieblingsblatt des gebildeten deutschen Hauses. Empfehlungsanzeigen gelangen also nicht bloß in den Strom des öffentlichen Lebens, sondern auch vornehmlich in den **ruhigen Kreis der Familie** und sind deshalb von bedeutender Wirkung. Zeilenpreis für die 4gespaltene Zeile 1 M. 25 Pf. Auf Wunsch Probenummern und Spezial-Offerten.

Leipzig, Friedrich Auguststraße 2. **Daheim-Expedition**
Abteilung für Inserate.

Waaren-Einkaufs-Verein zu Görlitz,
mit Filialen in **Frankfurt a/O.** und **Dresden** versendet an Jedermann zu billigsten Preisen **Colonialwaaren, Delikatessen, Wein, Tabak** und **Cigarren.** Preislisten erhalten Sie kostenfrei, wenn Sie eine Postkarte senden **„An den Waaren-Einkaufs-Verein zu Görlitz"** od. **„An die Verkaufsstelle des Görlitzer Waaren-Einkaufs-Vereins** in **Dresden** od. **Frankfurt a/O."**

Frau **Anna Csillag!**
Wien, 2. Februar 1897.
Ihre mir gelieferte Csillag-Pomade hat mir ausgezeichnete Dienste geleistet und freut es mich, nach so kurzer Zeit des Gebrauches Ihnen von einer unbedingten vorteilhaften Wirkung Mitteilung machen zu können, und werde ich sie allen meinen Freunden und Bekannten wärmstens empfehlen.
Sandrock, Mitglied d. k. k. Hof-Burgth.

Wohlgeb. Frau **Anna Csillag!**
Ersuche unter angegebener Adresse Excell. Frau **Gräfin Kielmansegg,** Statthalterin, Wien, Herrengasse 6, 3 Stück Pomade à 2 fl. für die Pflege der Haare gefälligst einsenden zu wollen, welche gute Resultate schon erzielte.
Hochachtungsvoll
Die Kammerfrau Ihrer Excellenz
Irma Pletzl.

Frau **Anna Csillag!**
Ersuche um umgehende Zusendung von 6 Tiegeln Ihrer bewährten Haarwuchs-Pomade per Postnachnahme an die Adresse:
Fr. **Gräfin Gabrium-Auersperg,**
Schloß Gleichenberg, Gratz.

Wohlgeb. Frau **Anna Csillag!**
Wollen mir gefälligst postwendend wieder 2 Tiegel Ihrer ausgezeichneten Haarwuchs-Pomade per Postnachnahme zusenden.
Achtungsvoll
Emilie v. Paumgarten, Steyr.

Wohlgeb. Frau **Anna Csillag!**
Bitte mir per Postnachnahme einen Tiegel von Ihrer ausgezeichneten Haarpomade zu senden. **Komtesse Vilma Metternich,**
Schloß Rubein bei Meran, Tirol.

Wohlgeb. Frau **Anna Csillag!**
Bitte mir per Postnachnahme einen Tiegel Csillag-Haarwuchs-Pomade, die ich schon gehabt habe, zu senden.
Achtungsvollst
Prinzessin Hohenlohe,
geb. **Prinzessin Salm,** Alt-Aussee.

Wohlgeb. Frau **Anna Csillag!**
Von Ihrer berühmten Haar-Pomade ersuche ich Sie, mir einen Tiegel zu senden.
Markgraf A. Pallavicini,
Abanj-Szemere.

Frau **Anna Csillag!**
Ersuche Sie, mir postwendend einen Tiegel Ihrer ausgezeichneten Pomade zusenden zu wollen.
Ludwig R. v. Liebig, Reichenberg.

Frau **Anna Csillag!**
Um wiederholte Zusendung eines Töpfchens Ihrer ausgezeichneten Haarpomade bittet
Prinzess. Carolath, Cöthen (Anh.).

Frau **Anna Csillag!**
Bitte senden Sie mir von Ihrer so ausgezeichneten Csillag-Haarwuchs-Pomade einen Tiegel an meine Adresse:
Excellenz Frau **Baronin Rosa Rinaldini,**
Triest, piazezza Stazione 4.

Ihrer Wohlgeb. Frau **Anna Csillag!**
Heute mittags wurde mir nun das Bestellte zugestellt, wofür ich Ihnen meinen besten Dank ausspreche, indem ich überzeugt bin, daß es wirklich so gut ist, als mir empfohlen wurde von meiner Freundin, beiliegend den Betrag von 15 Lire sende.
Unter freundlichem Gruß
Bertha Eichhorn,
Villa Marchesa Pucci,
Guiggiala 2, Florenz, Italien.

Wohlgeb. Frau **Anna Csillag!**
Euer Wohlgeboren!
Ich teile Ihnen mit, daß ich die mir gesandte Pomade erhalten habe, und spreche meinen herzlichen Dank dafür aus. Die überraschende Wirkung Ihrer Pomade macht mich ganz glücklich, da mein Haarwuchs vollkommen so prächtig ist wie früher. Ich werde Sie womöglich in allen bekannten Kreisen recommandieren. Nochmals meinen verbindlichsten Dank und bitte, mir jetzt an die von mir recommandierte nebenstehende Adresse einen Tiegel Haarwuchs-Pomade zu senden an Frl. **Theresia Wradislavsky,**
in Solenau, Haus Nr. 9, b. Leobersdorf.
Hochachtend und mit Gruß
Marie Dinser, Wiener-Neustadt.

Wohlgeb. Frau **Anna Csillag!**
Haben Sie die Güte, mir von Ihrer bewährten Pomade drei Tiegel zu senden.
Jac. Girardi v. Eberstein, Trient.

Wohlgeb. Frau **Anna Csillag!**
Von Ihrer berühmten Haarpomade ersucht um noch einen Tiegel
Graf Felix Courey, Wien.

Wohlgeb. Frau **Anna Csillag!**
Im Auftrage Ihrer Excellenz **Frau v. Szögyeny-Marich** (österr. Botschafterin in Berlin) bitte höflichst, mir einen Tiegel Ihrer ausgezeichneten Pomade auszufolgen. — Nehmen Sie gleichzeitig den besten Dank entgegen. Frau Gräfin hat sich außerordentlich lobend ausgesprochen über den Erfolg der Pomade.
Mit vorzüglicher Hochachtung
Frieda Giese, Kammerfrau ihrer Excellenz.

Frau **Anna Csillag!**
Ich ersuche Sie um gefl. Zusendung wieder zwei Tiegel ihrer guten Pomade.
Achtungsvoll
Frau **Gen.-Konsul Gutmann,** Dresden, Bernhardstr. 1.

Euer Wohlgeboren!
Ersuche höflichst, mir einen Tiegel von Ihrer ausgezeichneten Haarpomade per Nachnahme gütigst senden zu wollen.
Guido Graf Starhemberg, Kürösd.

Ich, Anna Csillag

mit meinem 185 Centimeter langen Riesen-Loreley-Haar, habe solches infolge 14monatlichen Gebrauches meiner selbsterfundenen Pomade erhalten. Dieselbe ist als ein vorzügliches Mittel anerkannt für die Pflege der Haare, zur Förderung des Wachstums derselben, zur Stärkung des Haarbodens anerkannt worden, sie befördert bei Herren einen vollen kräftigen Bartwuchs und verleiht schon nach kurzem Gebrauche sowohl dem Kopf- als auch Barthaare natürlichen Glanz und Fülle, und bewahrt dieselben vor frühzeitigem Ergrauen bis in das höchste Alter.

Preis eines Tiegels
2, 3, 5 und 8 Mark.

Postversandt täglich bei Voreinsendung des Betrages oder mittelst Postnachnahme der ganzen Welt aus der Fabrik, wohin alle Aufträge zu richten sind.

Anna Csillag

Berlin, Friedrichstr. 56,
Ecke Krausenstrasse.

Wien 1, Seilergasse 5.

Mme **Anna Csillag!**
Ersuche Sie hierdurch um gefl. Zusendung von einem Topf Ihrer vorzüglichen Haarwuchs-Pomade per Nachnahme.
Hochachtungsvoll
Emilie Radunsky, Kammerfrau
bei Ihrer Durchlaucht Fr. Prinzessin Hohenlohe, Château de Roncy.

Wohlgeb. Frau **Anna Csillag!**
Senden Sie mir unter nachstehender Adresse wieder einen Tiegel Haarwuchspomade per Postnachnahme: **Camilla von Cordier,**
Generals-Gemahlin, Graz, Kaziangergasse 11.

Sehr geehrte Frau **Anna Csillag!**
Ersuche mir noch einen Tiegel von Ihrer guten Pomade gütigst gleich zu senden. Bin mit dem bisherigen Erfolge bestens zufrieden.
Meine Adresse: **Etelka v. Maly,**
Gerichts-Präsid.-Gattin, Temesvar.

Wohlgeb. Frau **Anna Csillag!**
Ersuche um Zusendung per Nachnahme einer Schachtel Ihrer Wunder wirkenden Haarpomade. Achtungsvoll
Dr. A. Zepolt, Kurarzt in Ernsdorf, Schles.

Wohlgeb. Frau **Anna Csillag!**
Ersuche Sie, mir von Ihrer berühmten Haarpomade wieder einen Tiegel per Postnachnahme zu senden. Achtungsvoll
Graf Szechenyi, Marczali, Ungarn.

Wohlgeb. Frau **Anna Csillag!**
Ich ersuche Sie, mir neuerdings einen Tiegel Ihrer vorzüglichen Pomade zu senden unter der Adresse:
Gräf Potocki in Buczacz über Lemberg.

Frau **Anna Csillag!**
Bitte mir einen Tiegel Ihrer vorzüglichen Haarpomade rekommandiert zu senden.
Gf. v. Kielmansegg, Gut Römnitz.

Frau **Anna Csillag!**
Bitte mir einen Tiegel Ihrer guten Haarpomade per Nachnahme zu senden. War stets sehr zufrieden. **Anna Dorn,**
Groß Söding, Gr. Köfe, Bahn.

Frau **Anna Csillag!**
Bitte mir per Postnachnahme zwei Tiegel von Ihrer Haarwuchspomade zu senden. Ich bin überrascht über die gute und schnelle Wirkung. Meine Haare sind in kurzer Zeit erstaunlich gewachsen und zeigt sich außerdem überall junger Nachwuchs. Ich kann ihre Pomade aufs Wärmste jedermann empfehlen.
Achtungsvoll
Gräfin E. W. Zedtwitz,
Unter-Neuburg bei Asch (Böhmen).

Mme **Anna Csillag!**
Ich bitte mir von Ihrer vorzüglichen Haarpomade wieder einen großen Tiegel per Postnachnahme zu senden. Achtungsvoll
Regina Stöger, Agram, Marie Valgasse 2.

Wohlgeb. Frau **Csillag!**
Bitte wollen Sie die Güte haben wieder zehn Pakete an die Adresse Ihrer Durchlaucht Frau Herzogin von Arenberg, Salzburg, Arenbergerstraße 10, per Postnachnahme zu schicken und zwar umgehend.
Hochachtungsvoll
Josefa Wachtel, Salzburg.

Wohlgeb. Fräul. **Anna Csillag!**
Anfangs Monat kaufte mir bei Ihnen, geehrtes Fräulein, einen Tiegel Haarwuchs-Pomade, welche mir empfohlen wurde. Dank Ihrer ausgezeichneten Pomade, hört schon jetzt das Ausfallen der Haare auf, und bitte ich geschätztes Fräulein, für mich und meine Freundin zwei Tiegel Haarwuchs-Pomade mit Postnachnahme übersenden zu wollen.
Mit vollster Hochachtung
Josefine Winkler, Krems a/Donau,
Obere Landstr. 1, 1. Stock, Thür 1.

Wohlgeb. Frau **Anna Csillag!**
Bitte mir postwendend zwei Tiegel Ihrer ausgezeichneten Haarpomade zusenden zu wollen. **L. Schwenk v. Reindorf,**
k. u. k. Hauptmannsgattin in Prag.

Wohlgeb. Frau **Anna Csillag!**
Euer Wohlgeboren!
Infolge des ausgezeichneten Erfolges, welchen mein Schwager durch Gebrauch Ihrer Haarwuchs-Pomade aufweisen kann, finde ich mich bewogen, Sie um Zusendung (per Nachnahme) von zwei Tiegeln zum Gebrauch für meine Frau zu bitten. Hochachtend
Rudolf Krumpholz, Lehrer.
Troppau, Elisabethstraße 22.

Euer Wohlgeboren!
Per Postnachnahme erbitte ich einen Tiegel Ihrer bewährten Haarpomade.
Gräfin Anna v. Wurmbrand, Birkfeld.

Bakony-Szt. László.
Frau **Anna Csillag!**
Per Postnachnahme erbitte ich zwei Tiegel von Ihrer bewährten Haarpomade.
Graf Em. Esterhazy sec.

Frau **Anna Csillag!**
Ersuche um Zusendung von vier Tiegeln Ihrer bewährten Pomade.
K. u. K. Österreich-Ungar. Konsulat, Riga.

Briefkasten der Redaktion.

(Fortsetzung.)

T. M. in **Fr.** Über die Berufswahl von Töchtern und Söhnen, eine immer wiederkehrende Frage, können wir keine Auskunft geben. Schaffen Sie sich, was die weiblichen Berufe anbelangt, den Broschürencyklus: „Frauenberufe“ (à Bändchen 50 Pf.) an; Verlag von E. Kempe in Leipzig-R., Inselstraße 12.

Br. H. in **L.** Senden Sie Ihre Gaben an die Deutsche Buren-Centrale in München, Wilhelmstraße 2. Wie uns von dort mitgeteilt wird, ist die Not in der Kapkolonie infolge der Ausdehnung des Krieges im Zunehmen begriffen, und man bittet inständig um weitere Gaben. Die Münchener Centrale, die bis jetzt etwas über 57000 Mk. eingenommen und über 47000 Mark verschickt hat, ersucht dringend alle Freunde der heroisch kämpfenden Buren, deren Frauen und Kinder auch ferner nicht im Stiche zu lassen und immer wieder Notgroschen zu senden.

H. A. L. Lassen Sie sich von dem bei J. Neumann in Neudamm erscheinenden „Hausschatz des Wissens“, der in Heften à 50 Pf. erscheint und alle Gebiete des menschlichen Könnens und der Wissenschaft umfaßt, den Prospekt gratis kommen.

K. J. in **H.** bei **H.** Wir empfehlen Ihnen das Werk von Hassert über „Deutschlands Kolonien“, das Ihnen zum Preise von 5 M. jede Buchhandlung besorgt.

Cl. Gr. in **Co.** Ganz nett, aber trotzdem leider nichts für uns! — **W. O.** in **H.-A.**; **M. v. L.** in **S.**; **H. M.** in **F.**; **G. W.** in **H.**; **A. P.** in **St.**; **F. K.** in **M.**; **A. B.** in **L.**; **A. G.** in **H-z.** Leider auch nichts geeignet!

Ein in Jerusalem in Palästina lebender junger deutscher Müller wendet sich in seiner Herzensbedrängnis an uns. Er schreibt uns, daß er in der Hauptstadt des Heiligen Landes Leiter einer Mühle sei, daß aber das Gehalt so geringfügig sei, daß er mit seiner Familie (Frau und drei Kindern) nicht davon leben könne. Dazu kommt die traurige Gewißheit, daß der ganze Mühlenbetrieb, ungünstiger Verhältnisse halber, bald eingestellt werden wird. Unser Landsmann möchte nun gern in seine deutsche Heimat zurückkehren und hier sein Brot für sich und die Seinen als Müller verdienen. Vielleicht ist unter unseren Lesern ein Gutsherr oder Mühlenbesitzer, der den Mann gebrauchen kann. Alle seine Angaben werden von dem Pfarrer der deutschen evangelischen Gemeinde in Jerusalem, Herrn Probst Hoppe, amtlich bestätigt, der ihm obendrein noch das Zeugnis eines ordentlichen, ehrlichen, fleißigen und geschickten Arbeiters ausstellt und ihm, da es zur Zeit in Jerusalem an Arbeitsgelegenheit fehlt, eine Stellung in Deutschland wünscht. Wenn sich etwas findet, würde es sich empfehlen, an den Herrn Probst Hoppe zu schreiben. Wir bemerken hierbei, daß wir uns nur ganz ausnahmsweise zur Veröffentlichung und Befürwortung dieses Gesuches entschlossen haben, ohne damit eine Verpflichtung für ähnliche Fälle späterhin zu übernehmen.

Gesundheitsrat.

K. K. in **Frkft.** Die Kopfschuppen zeigen an, daß sich die allzu trockene Kopfhaut in kleinen Teilen ablöst. Dadurch können, wenn die junge, entblößte Haut an einzelnen Stellen freiliegt und durch Kratzen gereizt wird, sogar wunde Fleckchen entstehen. Man vermeide also zunächst das Kratzen im Haar, wenn die sich ablösenden Schuppen auch noch so sehr jucken. Nervöse Leute kratzen unwillkürlich; es gehört also etwas Selbstüberwindung dazu. Dann fette man die Haut über Nacht leicht ein mit Lanolincrême, Vaseline oder Rindermark. In der Periode des Abheilens jucken die kleinen Stellen fast unerträglich. Dr. **B.**

K. M. in **B.** Ein zehnjähriges Mädchen kommt überangestrengt, ohne Appetit aus der Schule, ißt deshalb den Tag über wenig, aber abends viel und zwar Brot. Dann ist die Klage über Schlaflosigkeit sehr natürlich! Der Schlaf unterbleibt nicht infolge von Nervosität, sondern weil der Magen zeitweilig überladen wird. Bei Kindern sehe man zu, daß die Abendmahlzeit nicht zu reichlich ausfalle; eine Suppe, etwas Weißbrot und ein Glas Milch oder Obst genügen vollständig. Der Schlaf ist bei nicht überfülltem Magen ein ruhiger und erquickender. Der Appetit ist morgens rege. Man gewähre dem Körper durch Zuführung von Nahrung eine kräftige Hilfe, dann kann auch der Geist in den Schulstunden arbeiten. Eine Tasse Milch mit Weißbrot, vielleicht noch ein Ei oder etwas Fleisch, ist ein richtiges erstes Frühstück für ein Schulkind. Das zweite Frühstück, ein Weißbrot und ein Apfel, wird in der Schule verzehrt. Dann wird sich mittags auch tüchtiger Hunger einstellen; jedenfalls ist und bleibt das Mittagessen die Hauptmahlzeit. Dr. **B.**

Rechtsrat.

Frage: Meine vorige Wohnung, die ich bis zum 1. April d. J. gemietet und auch pränumerando bezahlt hatte, verließ ich bereits am 18. Februar, übergab sie aber nicht dem Wirte, sondern behielt die Wohnungsschlüssel, die ich erst nach Ablauf meines Mietvertrags aushändigte. Bei der Gelegenheit stellte ich fest, daß der Wirt inzwischen meinen früheren Auszug sich zu Nutze gemacht hatte, indem er umfassende Arbeiten, die mehrere Wochen Zeit in Anspruch nahmen, wie Anbringung elektrischer Beleuchtung, in der Wohnung hatte vornehmen lassen, ohne vorher meine Genehmigung einzuholen. Ich wußte, daß der Wirt diese Neueinrichtungen beabsichtigte, und war entschlossen, ihm meine Wohnung vor Ablauf des Mietvertrags nur gegen Ersatz einer Monatsmiete zu gestatten. Hierzu hatte mich namentlich das Verhalten des Wirts gelegentlich einer Verhandlung über frühere Entlassung aus dem Mietvertrag zum 1. Oktober 1900 bestimmt, die sich deshalb zerschlug, weil der Wirt die Räumung der Wohnung, behufs Vornahme der Renovationsarbeiten, schon zum 15. August verlangte, aber trotzdem die Miete auch für die Zeit vom 15. August bis 1. Oktober von mir beanspruchte. Auf meine Aufforderung, mir den Betrag einer Monatsmiete zu erstatten, wogegen ich auf etwaige weitere Ansprüche aus der unberechtigten Benutzung meiner Wohnung verzichten würde, weigerte der Wirt die Zahlung und trat mit einer Gegenforderung für mehrere kleinere Beschädigungen, gesprungene Fensterscheiben u. dergl., hervor, die meines Erachtens zum größten Teile unbegründet sind. Würde ich im Klagewege mit meinem Anspruche durchdringen? Frau **C. W.** in **B.**

Antwort: Es unterliegt keinem Zweifel, daß Sie einen Ersatzanspruch gegen den Wirt haben. Das Reichsgericht hat in einem ähnlichen Falle entschieden: „Der Vermieter muß den Gebrauch der vermieteten Wohnung dem Mieter für die ganze Mietdauer gewähren, muß ihm deshalb auch für die Zeit nach einer Räumung der Wohnung, falls er fernerhin Mietzins fordern will, die Wiederergreifung der Wohnung offen lassen und darf nichts vornehmen, was die Möglichkeit der Wiederergreifung hindert.“ Fraglich könnte sein, für welche Zeit Sie Rückzahlung der vorausbezahlten Miete verlangen können, ob von dem Zeitpunkt Ihres Auszugs aus der Wohnung oder nur von dem Zeitpunkt der Besitzergreifung der Wohnung durch den Wirt zum Zwecke der Erneuerungsarbeiten oder ohne Rücksicht darauf, wie Sie beanspruchen, für einen Monat. Wegen Nichterfüllung des Mietvertrags seitens des Wirts haben Sie das Recht des Rücktritts vom Vertrage, an Stelle des Vertragsanspruchs auf die Miete für das volle Vierteljahr träte dann nur der Anspruch des Wirts auf Zahlung des Mietzinses für die Zeit vom 1. Januar bis 18. Februar, in der Sie thatsächlich die Wohnung benutzt haben, aus § 812 B. G. B. (ungerechtfertigte Bereicherung). Immerhin ist es nicht ganz sicher, ob der Richter sich dieser Rechtsauffassung anschließen würde. Außer allem Zweifel dagegen ist der Wirt zur Erstattung der Miete vom Tage seiner Besitzergreifung verpflichtet. Und ebenso ist Ihr Anspruch auf Ersatz der Miete für den Monat März begründet (gleichviel ob die Besitzergreifung schon im Februar oder erst im Laufe des März erfolgte); im ersteren Falle läge darin ein Verzicht auf den Ersatz für die Zeit vor dem 1. März, im letzteren Falle würden Sie allerdings beweisen müssen, daß Sie entschlossen waren, dem Wirte die Benutzung der Wohnung nur gegen Ersatz einer Monatsmiete zu überlassen. Der Beweis wäre entweder durch Zeugen zu führen oder der Richter würde auf Leistung eines Eides durch Sie (§ 460 der Civilprozeßordnung) erkennen. Was die Ersatzansprüche des Wirtes gegen Sie wegen Beschädigungen der Wohnung anlangt, so sind diese inzwischen verjährt, ganz abgesehen davon, daß Veränderungen und Verschlechterungen der gemieteten Sache, die durch den vertragsmäßigen Gebrauch herbeigeführt werden, der Mieter gemäß § 548 B. G. B. nicht zu vertreten hat. Nach § 558 B. G. B. tritt die Verjährung sechs Monate nach dem Zeitpunkt ein, in welchem der Vermieter die Sache zurückerhält, in Ihrem Falle also sechs Monate nach dem Tage, an dem der Wirt unberechtigten Besitz von der Wohnung ergriffen hat.

Die zweckmäßigste Heizung unserer Wohnräume

ist eine Frage, deren Lösung von Jahr zu Jahr die Heiztechnik zu neuen Fortschritten führt, und groß ist der Aufschwung der letzten Jahre in Heizungs- und Beleuchtungs-Anlagen. Als allgemeine Anforderungen an einen guten Ofen sind zu stellen: Schnelle Wärmeabgabe nach dem Anheizen, einfache Bedienung, gleichmäßige Erwärmung mit Luftzirkulation und Ventilation im Zimmer, Dauerbrand oder zeitweiser Brand und genaue Regulierbarkeit, so daß Wärme nur erzeugt wird, Brennmaterial-Verbrauch, somit Kosten nur entstehen, wenn das Bedürfnis vorhanden ist, bei Verwendung jeglicher guten Hausbrandkohlen.

Eine Ofenart, die den höchsten Anforderungen in besonders hervorragender Weise gerecht wird, sind Winters Dauerbrandöfen Germanen, von denen seit 7 Jahren über 170000 Stück verkauft wurden, ein Erfolg, den kein anderes Ofensystem in Deutschland erreicht hat. Die Öfen lassen sich mit jedem Brennmaterial heizen, eignen sich für alle Zwecke und sind im Preise mäßig. Dieselben sind zu beziehen durch jede bessere Ofenhandlung oder durch Vermittelung des Fabrikanten Oscar Winter, Hannover. Die Germanen-Öfen sind jedoch nur echt, wenn sich in der Glimmerthür der Name „Germane“ befindet, und hüte man sich vor den vielfachen Nachahmungen.

✻ Bitte beachten! ✻ ✻ Firma vormerken! ✻

Brandmalerei. Sämtliche Holzwaren **Tiefbrand.**

in unvorgezeichneter, vorgez. und fertiger Ausführung.

Anfertigung schnell, sauber u. geschmackvoll.

Brennapparate sowie Einzelteile.

Reparaturen prompt und billig.

Werkzeugkästen für Kerbschnitt sowie einzelne Messer.

Goldene Medaille Zwickau 1900. Goldene Medaille Zwickau 1900.

ERNST BÄR, Inh.: A. Am. Schmidt, Zwickau, Sa.

Katalog mit ca. 400 Abbildungen gegen [14390

Kerbschnitt. 60 Pfg. in Bar. **Kunstschnitt.**

Praktische Geschenke für den Weihnachtstisch.

Die unübertroffenen

Delikatess-Fisch-Cotelettes

(Schlüsselmarke)

der Deutschen Dampffischerei-Gesellschaft „Nordsee“, Nordenham a. d. Weser

werden aus jetzt **täglich eintreffenden grossen Fängen frischester** und **schönster Seefische** in eigener Mariniranstalt im Grossen hergestellt. Für

Delikatess-Fisch-Cotelettes

werden die grössten und schönsten Seefische in Coteletteform zerschnitten, gebraten und in pikanter Sauce einmariniert, sind daher ohne weitere Zubereitung tafelfertig. Sie empfehlen sich durch **äussert saubere und schmackhafte Herstellung, Haltbarkeit** (auch bei geöffneten Dosen), **Nährwert und** grosse **Billigkeit. Preis einer 10 Pfund-Dose M. 2.50 franko** einschliesslich Porto und Nachnahmegebühr. [14399

Jede sparsame Hausfrau mache einen Versuch!

Nur wer wirklich sparsam ist,

weiss, dass die beste Ware die **billigste** ist. Wir verdanken uns. gross. Umsatz u. uns. Renommee dem Prinzip, **das Beste billigst, nicht aber das Billigste zu liefern** und fabrizieren als **Specialität** seit vielen Jahren

altdeutsche Esszimmereinrichtungen,

Stuhl m. Rückengeflecht, wie nebst., mass. Eichenh., gewachst 8.50 M., Büffet, wie nebst., Eichenh., gewachst 145 M., fco. j. Bahnst. Dtschl. Verkauf dir. an Priv., dah. Zwischenhdl. umg. Zeichn. fro. z. Dienst.

Conr. Sauer Söhne, Fulda W. Möbelf. m. Dampfbtr.

Empfohlen durch Rubinstein, R. Wagner, Franz Liszt etc.

Mehr als 315000 Instrumente verkauft!

ESTEY Orgeln & Pianos

Beste Qualität! — Billige Preise!

General-Agentur: Louis Ritz & Co., Hamburg D.

Unentbehrlich für jeden Gebildeten ist Das Echo.

Vierteljährlich durch Post oder Buchhandel 3 M., durch Kreuzb. 4,50 M., jährlich 18 M. Probenummern versendet der Echo-Verlag, Berlin SW. 48, kostenlos.

Ergänzung der täglichen Nahrung

mittelst kleiner Quantitäten von

Dr. Hommel's Haematogen

(gereinigtes, concentriertes Haemoglobin, D. R.-Pat. Nr. 81391, 70,0, chemisch reines Glycerin 20,0, Wein 10,0)

bewirkt bei ***Kindern jeden Alters wie Erwachsenen***

schnelle Appetitzunahme * rasche Hebung der körperlichen Kräfte * Stärkung des Gesamt-Nervensystems.

Warnung vor Fälschung! Man verlange ausdrücklich „Dr. Hommel's" Haematogen. Von Tausenden von Ärzten des In- u. Auslandes glänzend begutachtet!

Privatlehrer und Lehrerinnen
machen wir auf die Zeitschrift:

„Der Privatlehrer"

aufmerksam. Wir geben, um das Blatt überall bekannt zu machen, den heurigen Jahrgang bei sofortiger Bestellung um **1 M. 20 Pf.** anstatt 3 M. 60 Pf. ab. [14146
Wenger's Verlag, München.

Gratis und franko
erhalten Sie
Illustrierten Prachtkatalog
mit 1000 Abbildungen, betreff.: **Brandmalerei, Kerbschnitzerei, Apparate.**
L. Sauerborn's Kunstmagazin, Köln, Rhein. [14196

Italienische

Lektüre zur Unterhaltung und Fortbildung in der Sprache bietet

„La Settimana".

Diese bringt ausser politischen Wochenberichten auch Novellen, Gedichte, Gespräche, Briefe etc. mit Erläuterung zum Verständnis u. Übersetzung für Deutsche. Abonnements bei der Post und den Buchhandlungen. Vierteljährlich **Mk. 1.75,** im deutsch-österr. Postverkehr direkt **Mk. 2.15,** im Weltpostverein **Mk. 2.40.**
Probenummern **gratis** von [14389
M. Rieger,
Universitäts-Buchhandlung in **München.**

Warum leiden Tausende unnötigerweise an

Hämorrhoiden?

Broschüre geg. 50 Pf. in Marken frko.
Ficker's Verlag, Leipzig 127.

Für Autoren.
Unter günstig. Bedingungen übernehme d. Commissions-Verlag belletrist. u. anderer Werke. Gewissenhafter Vertrieb durch den Buchhandel und umfangreiche Reklame. Billigste Herstellung in eigener Druckerei.
Walter Möschke, Leipzig, Crusiusstr. 8
Verlagsbuchhandlung und Buchdruckerei.
Litterarische Agentur.
Mitgl. d. Börsenvereins d. d. Buchhändler.

Briefmarken, Auswahlbücher, reell u. billig, sendet an Sammler das Markenhaus i. Bethel 17 b. Bielefeld.

Stereoscop-Bilder, lehrreich und unterhaltend für jung u. alt, 25 Stück für **Mk. 2.50,** Glasstereoscop-Bilder und Projektions-Bilder empfiehlt
O. H. Meder's Institut, Leipzig.
Bilder-Verzeichnisse franko.

C. L. Flemming

Holzwarenfabrik [14445
Globenstein, Sachsen

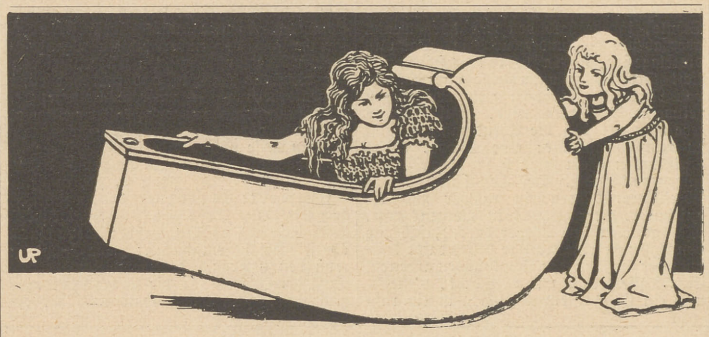
Kinder- Stühle, Pulte, Möbel, Schaukeln, Wagen, Garten

Haus- und Küchengeräte.
Illustr. Preisliste gratis.

Wie erlange ich die

Spannkraft meiner Nerven

wieder? Nach der berühmten Methode der NANCYER ÄRZTE-SCHULE. Kostenlose Selbstbehandlung aller Nervenleiden ohne Medicamente. Staunenswerte Erfolge auch in den schwersten Fällen. Prospekt und Heilberichte franko und gratis. [14228
MODERNES VERLAGSBUREAU, Dresdener Strasse 28, LEIPZIG 2.



Eine Wellenbadschaukel kann zu 5 verschiedenen Bädern, zu Wellen-, Sitz-, Voll-, Kinder- und Schwitzbädern benutzt werden. Durch eine äusserst sinnreiche patentierte Vorrichtung ist die Wanne jetzt in ein Wellen-Regen-Bad umgeformt worden. Man kann nun neben den oben angegebenen fünf Bädern fortan auch noch das hygienisch so wichtige Regenbad darin vornehmen.

Preis für Körperlänge bis 175 cm 42 M., bis 187 cm 46 M., grösste 48 M. ab Fabrik, Dampferzeuger 10 M.

*

Broschüre: „Das moderne Bad", die wir jedermann gratis und franco senden.

*

So vereint das „Wellen-Regenbad" 6 Badewannen und ermöglicht selbst weniger Bemittelten die Heilwirkung des Wassers in seinen verschiedenen Anwendungsformen in der Häuslichkeit.

Sanitätswerke Moosdorf & Hochhäusler,
Berlin 125 a, Köpenicker Landstrasse. [13491

Chemnitzer [14440
Möbelstoffe
versendet —meterweise— in nur soliden Qualitäten
Richard Zieger, Chemnitz.
Grösste Auswahl. Vielseitige Empfehlungen. Muster umgehend.

Lactovolin.

Ersatz für Hühnerei.

Marke „Lacto" Ersatz für Ganzei.
Marke „Ovolin" Ersatz f. das Weisse des Eies.
Im Gebrauch erheblich billiger als Ei, bei leichter und bequemer Anwendung.
Lacto-Ei-Cakes, Lacto-Ei-Zwieback, Lacto-Ei-Cacao, Lacto-Ei-Chokolade, Kuchenmehle, enthalt. alle zur Anfertigung eines schmackhaften Kuchens erforderlichen Bestandteile.
Kochrezepte, Gebrauchsanweisung und sämtliche **Drucksachen,** sowie kleine Proben kostenlos.
Vereinigte Sterilisator-Werke, Kleemann & Co., G. m. b. H.,
Berlin SW., Königgrätzerstrasse 44.

Damen, die den Vertrieb unserer Erzeugnisse in Bekanntenkreisen übernehmen wollen, werden **gesucht.**

Kgl. Sächs. Lotterie.

(Hauptgewinn event. **1000000 Mk.** ohne jeden Abzug.)
Zur 140. Lotterie, deren 5. und letzte **Ziehung vom 4.—25. Nov. 1901** stattfindet, empfehle

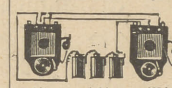
1/1	1/2	1/5	1/10	Loose mit
M 250.55	125.55	50.55	25.55	Porto u. Liste.

Ernst Kunze, [7724
Kollektion der Kgl. Sächs. Landes-Lotterie.
Chemnitz, Sachsen, inn. Johannisstr. 14.

Ich brenne!

schon seit Jahren mit dem **Platin-Brennapparat** u. kaufe meine Holzwaren für Brandmalerei sowie alle and. dazu gehörigen Artikel von der Firma **Otto Nötzel, Olbernhau i. S. 29,** die ihr. reichillustr. Prachtkatalog gegen 50 Pfg. in Marken frco. versendet.

Elektr. Klingelanlagen



komplett Mk. 4, Telephone z. Selbstanlegen, kleine Lichtanlagen, Glühlampen, Elemente, Accumulatoren, Elektrisiermaschinen, Miniatur-Elektromotoren u. Dynamomaschinen, Induktions-Apparate etc. empfiehlt
O. H. Meder's Institut, Leipzig
gegründet 1850. [14392
Ill. Kataloge Nr. 30 gegen 10 Pf. Briefmarken.

O. H. MEDER LEIPZIG

Artikel für die Jugend.
Dampfmasch., Dampf-Eisenbahnen, Laterna Elektr. Apparate, Lehr-nographen, photograph. Apparate etc.
Modell- u. Uhrwerk-magica, mittel, Pho-

Ill. Katalog Nr. 35 gegen 10 Pfg.-Marke.

Gewerbliche Neuigkeiten und technische Mitteilungen.

— **Neueste Verbesserungen von Konservegläsern.** In guten Konservenbüchsen aufbewahrt, halten sich die Früchte von einer günstigen Ernte auf viele Jahre hinaus, und zwar um so länger, je besser die Aufbewahrungsgefäße gegen Luftzutritt verschlossen oder abgedichtet sind. Als besonders zuverlässige Einmachebüchsen haben wir vor Jahren schon Wolffs Konservengläser „mit den Wölfen" empfohlen; wir kommen jetzt wieder darauf zurück, weil diese als sicher schließend erprobten Gläser nunmehr einen wesentlichen Fortschritt zu verzeichnen haben, wodurch einerseits die Handhabung bequemer, andererseits der Preis noch billiger wird. Während andere Fabrikanten von Konservengläsern durch kunstvolle Federverschlüsse und Andruckapparate ein luftdichtes Schließen zu erreichen suchen, zeigt uns Wolff, daß ein Andruckapparat mit Federn oder Hebeln ganz entbehrlich ist, wenn man nur dafür sorgt, daß die Dichtungsflächen zwischen Deckel und Glas genau zusammenpassen, was durch Abschleifen beider Teile erzielt wird. Das Verschließen besorgt der Luftdruck, der infolge der Luftverdünnung im Innern nach dem Kochen entsteht. Der Deckel braucht nur gegen eine Verschiebung beim Kochen geschützt zu sein, und zu diesem Zwecke genügt neuerdings bei den Wolffschen Gläsern eine schlauchartige Bandage, der „Gummigürtel" genannt. Der frühere sehr einfache und praktische Bügel an den Gläsern ist dadurch entbehrlich geworden; wer solche Bügel schon besitzt, kann sie aber als Handhabe zum bequemen Tragen bei den neuen Gläsern weiter ausnutzen. Der Gummigürtel bietet noch den großen Vorteil, daß er ein Heraustreiben der Dichtungsringe beim starken Kochen wirksam verhindert, sodaß man während der Kochzeit gar nicht hinzusehen braucht. Jedes Glas schließt! Vorausgesetzt wird natürlich, daß der Deckel ganz eben aufliegt und der Glasrand unbeschädigt ist. Die Deckel sind aus Glasscheiben herausgeschnitten und werden zur größeren Sicherheit in einer ringförmigen Fläche abgeschliffen; sie sind mit dieser rauhen Seite dem Glase zugekehrt, also nach unten gerichtet aufzulegen. Der Glasrand hat bei den neuen Gläsern eine andere Form erhalten, die man als „Hohlrand" bezeichnen möchte, wodurch ein Ausbröckeln des Glases vermieden wird. Das Öffnen der Gläser, das bei den früher benutzten geriefften Preßglasdeckeln einige Schwierigkeiten machte, geht nun sehr leicht von statten, sodaß eine Erwärmung des Deckels vor dem Öffnen entbehrlich ist. Worin liegt nun die Verbilligung, da der Gummigürtel doch viel teurer ist als ein einfacher Stahlbügel? Einerseits darin, daß man den Gummigürtel nach dem Abkühlen der Gläser sofort abnehmen und zum Abkochen anderer Büchsen benutzen kann; es genügen also für jeden Haushalt einige wenige Gürtel. Andererseits liegt eine Ersparnis in der Verwendung platter Glasscheiben als Deckel, wie solche ja auch von Konservenfabriken zum Verschluß ihrer in den Handel kommenden Gläser benutzt werden. Das neue Wolffsche Glas bildet also den Übergang von den Haushaltsgläsern zu den Fabrikgläsern, und das ist jedenfalls der richtige Weg, wenn wir die billigste Aufbewahrungsmethode anstreben wollen. Wer, wie viele unserer Leserinnen auf dem Lande, eine große Obsternte unterbringen und vorteilhaft verwerten will, braucht viele Hundert Gläser und wird sicher die neuen Gläser „mit den Wölfen" am preiswertesten finden. Für den Einzelverkauf sind die neuen Gläser weniger geeignet, sie sind gar zu einfach, und der Kaufmann führt lieber ein Glas mit kompliziertem Beschlag, so unpraktisch und unzuverlässig es auch sonst sein mag. Eine erfahrene Einlegerin läßt sich aber durch die Bequemlichkeit des Händlers nicht in ihren Einkäufen bestimmen; falls ein Kaufmann die gewünschten Gläser nicht besorgen will, dann wende man sich nur direkt an den Fabrikanten Eduard Wolff in Habelschwerdt in Schlesien, der die nächste Bezugsquelle sofort angibt und mit neuen Gebrauchsanweisungen, Preislisten und im Notfalle auch mit Ersatzringen gern zu Diensten steht. Größere landwirtschaftliche Betriebe und Obstbauvereine, die mehr Gläser auf einmal abnehmen können als ein Kaufmann, erhalten die Gläser auch direkt von der Fabrik geliefert. **M. B.**

— **Die Städtische Baugewerk-, Tiefbau- und Steinmetzschule zu Bischofswerda,** welche mit Beginn des Wintersemesters in ihr drittes Schuljahr eintritt, ist ein von der Stadt errichtetes und vom Königl. Sächs. Ministerium des Innern genehmigtes Institut, das aus kommunalen Mitteln unterhalten wird und der direkten Aufsicht des Stadtrates untersteht. An der Anstalt werden Bauhandwerker zu Meistern ihres Faches, sowie zu Hoch- und Tiefbautechnikern für den Staats- und Kommunaldienst, sowie für die Privatpraxis herangebildet. An der Anstalt wirken tüchtige Lehrkräfte, welchen langjährige Erfahrungen zur Seite stehen. Am Ende eines jeden Semesters finden Abgangsprüfungen statt. Die Jahresfrequenz betrug im letzten Schuljahr 70 Schüler, zu welcher noch aus einer Unterabteilung 33 Schüler hinzukommen. Mit Beginn des Wintersemesters wird die Anstalt in das neue Schullokal übersiedeln, wo ihr sechs Klassenzimmer nebst den erforderlichen Nebenräumen zur Verfügung stehen. Prospekte mit den näheren Aufnahmebedingungen können von der Direktion kostenlos bezogen werden.

— **Waschpulver.** Die überaus guten Erfahrungen, die unsere deutschen Hausfrauen mit dem Minlosschen Waschpulver genannt Lessive Phénix, das als vorzügliches Waschmittel im Auslande schon seit langen Jahren anerkannt worden ist, gemacht haben, haben es im Lauf der Jahre bewirkt, daß sich dasselbe auch bei uns mehr und mehr einer weitgehenden Verbreitung und Anerkennung erfreut. Ehe es aber diesen Erfolg errang, hatte die Einführung des Minlosschen Waschpulvers Lessive Phénix große Anfeindungen zu überwinden, die einerseits durch Vorurteile, andererseits durch falsche Anwendung des Verfahrens entstanden, wodurch der gute Ruf des Fabrikates geschädigt wurde. Ich selbst habe bei befreundeten Hausfrauen, welche behaupteten, daß das Waschmittel die Wäsche angreife, diese Erfahrung gemacht. Ich konnte dies Vorurteil aber in jedem einzelnen Falle glänzend widerlegen, und die Betreffenden sind mir noch heute dafür dankbar, daß ich sie vom Gegenteil überzeugte. Ich lasse seit vier Jahren mit Lessive Phénix waschen; unter meiner kleinen Kinderwäsche befinden sich ganz zarte Batist- und Leinengewebe, und selbst diese haben nicht im mindesten unter der Behandlung gelitten. Ich kann daher jeder praktischen Hausfrau einen Versuch mit Minlosschen Waschpulver genannt Lessive Phénix (Patent J. Picot, Paris) von L. Minlos & Co. in Köln-Ehrenfeld warm empfehlen; denn Überzeugung macht wahr! **H. Fr.**

Bester Zusatz zur Milch. von tausenden Aerzten empfohlen

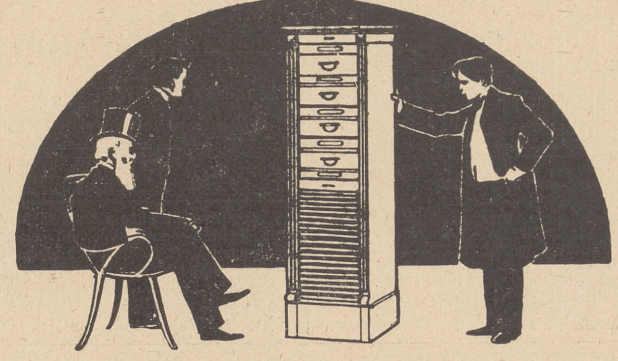
Kufeke's Kindermehl.

Beste Nahrung für gesunde und darmkranke Kinder.

— **Friedrichs Stiftvergoldung** — und **Cedermalerei,** herrlichste Arbeit für Liebhaberkünstler. Prospekte sendet gratis **Geschäftsstelle des „Hausfleiß", Leipzig,** Keilstraße. [168

Atelier für Kerbschnitzerei. Unterricht, Werkzeuge, Vorlagen, Holz, Preisl. gratis durch Frau Clara Roth, Berlin W., Lützowstr. 84a, II. [14692

„Sommersprossensalbe" einzig sicheres Mittel gegen Sommersprossen empfiehlt à 1 u. 2 ℳ die **Königl. privil. Adler-Apotheke** in **Gleiwitz,** L. Ritter.



Mit versenkbaren

Rolljalousien sind **HEINRICH ZEISS' SCHRÄNKE** zur Aufbewahrung von Registratoren, Briefsammlern und Ordnern, Zeitschriften, Papieren aller Art eingerichtet.

Besonders geeignet für Herrenzimmer!

Preise von 76 Mark an. Preisliste über Schränke und moderne Bureaumöbel aller Art versendet auf Wunsch kostenlos und portofrei

HEINRICH ZEISS, Kaiserstrasse 36, Frankfurt a. M.

Tausende treuer Kunden bezeugen!

Poetko's Apfelwein ist der Beste.

Von leichtem Rheinwein kaum zu unterscheiden. Zur Kur, als Hausgetränk, zu Suppen, Limonad., Maitrank höchst empfehlenswerth. Versand von 35 Liter aufwärts à 30 Pfg., Auslese à 50 Pfg. per Liter excl. Gebd. ab hier.

Ferd. Poetko, Guben 47,

Inhaber der Kgl. Preuss. Staats-Medaille „Für besten Apfelwein". Grösste Apfelweinkelterei Norddeutschl.

Cottbuser Tuch-Fabrik Schmidt & Co. Cottbus

Anerk. bill. **directe** Bezugsqu. f. **Private** i. **Herrenstoff.** Reichh. Must. auf Vrl. frc.

Mecklbg. Imker-Honig

(garantiert rein) à Pfd. 80 Pfg., Postkolli ℳ 8.— franko inkl. unter Nachnahme. [14294

F. Rehmann, Rostock i. Mecklbg.

Neues Delikatess-Fildersauerkraut,

anerkannt vorzügliche Ware, liefert in beliebigen Gebinden zu **billigstem** Tagespreis. Postkollis steh. à ℳ 2.— franko zu Diensten.

Erste Filder-Sauerkraut-Fabrik Hermann Briem, Bernhausen a. d. Fildern (Württ.).

Paris 1900 höchste Auszeichnung: Goldene Medaille mit Ehrenkreuz.

Otto E. Weber

Radebeul-Dresden.

Weber's Carlsbader Kaffeegewürz

ist die Krone aller Kaffeeverbesserungsmittel.

Weltberühmt

als der feinste Kaffeezusatz.

[11152

Hervorragendes Kräftigungsmittel

Somatose ist ein Albumosenpräparat und enthält die Nährstoffe des Fleisches (Eiweiss und Salze). Regt in hohem Maasse den Appetit an. Erhältlich in Apotheken und Drogerien. Nur echt wenn in Originalpackung.

Nebelbilderapparate SCIOPTICON

Projektionsapparate für Vorträge. Bessere Laterna magica 5—32 ℳ, **Wunder-Camera.** Spezialität: **Projektion undurchsichtiger Bilder**, Kalklicht, Acetylen u. Auer-Licht, Neue elektr. Lampe, Photogramme u. Nebelbilder eig. Fabrik, **Gr. opt. Beleuchtungslinsen, En gros u. en detail.** Illustrierte Preisliste Nr. 1 frei. Gr. Preisliste Nr. 7 = 20 ₰. **Gebr. Mittelstrass, Magdeburg,** Hoflief. Sr. Majestät des Kaisers u. Königs.

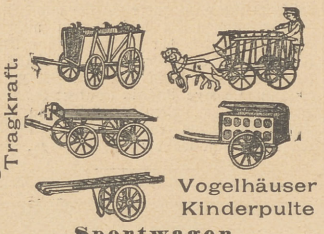
C. L. Flemming

Holzwarenfabrik [11445

Globenstein, Sachsen

Radkämme

Hölzerne Riemenscheiben.



Wagen bis 12 Ctr. Tragkraft.

Vogelhäuser
Kinderpulte

Sportwagen
Haus- und Küchengeräte.
Illustr. Katalog umsonst.

Knaben freuen sich

über nichts so sehr, als über Eureka-Waffen mit gefahrlosen Gummipfeilen. Auch für Erwachsene höchst anziehender Sport. Zu haben in allen Spielwaren- und Waffenhandlungen. Wo nicht erhältlich, wende man sich an

Mayer & Grammelspacher, Rastatt.

Electrotechnische Anstalt BLITZ

BERLIN S. 14.

Compl. electr. Klingelanlage M. 3.50-4.50
2 Haustelephone nebst Zubehör M. 25.—
Compl. electr. Schlafzimmerbeleuchtung ab M. 5.—
Compl. Electrisir-Apparat M. 5.—
Electr. Lehrmittel.
Catalog mit Lehrbuch gratis und franco.

KAATZ' Kräuter-Magenwein

Appetitanregend und **Verdauung befördernd.** Migräneleidenden besond. empfohlen. Aerztlich begutachtet. M. 2.50 per Flasche, Postcolli 3 Fl. M. 7 frco. geg. Nachn.
Albert Kaatz, Hofweinhdlg. **Dessau**

Fabrik-Zeichen. Eingetragen am 13. Juni 1731.

Hoflieferant Sr. Maj. des Kaisers u. Königs. | K. u. K. Hofstahlwaaren-Fabrikant.

Pariser Weltausstellung 1900 „Grand Prix".

J. A. Henckels

Zwillingswerk in Solingen.

fabricirt und empfiehlt:

Messer u. Gabeln für Küche u. Haus — Messer für alle Gewerbe u. Künste — Taschen- u. Gartenmesser — Rasirmesser u. Rasirapparate — Hirschfänger u. Jagdmesser — Scheeren für alle Zwecke — Korkzieher, Nussknacker etc.

Ich bitte auf die Schutzmarke: zu achten. Für jedes Stück, welches das Zwillingszeichen trägt, wird unbedingte Gewähr geleistet.

Wo die Geschäfte der Branche mein Fabrikat nicht führen, bitte sich zu wenden an die Hauptniederlage:

BERLIN W., Leipzigerstrasse 118.

Eigene Verkaufsniederlagen:

Frankfurt a. M., Steinweg 9 — **Hamburg,** Gr. Johannisstr. 6
Köln a. Rh., Hohestr. 144 — **Dresden,** Wilsdrufferstr. 7
Wien I, Kärnthnerstr. 24.

Landeshuter Leinen-Industrie Hildebrand & Sack

Landeshut in Schlesien.

Spezialität:

*** Brautausstattungen. ***

Leinen- und Baumwollwaren.

Muster und Preisliste portofrei. [14273

Graue Haare

erhalten ihre ursprüngliche Farbe von Blond, Braun oder Schwarz sofort dauernd waschecht wieder durch mein unschädliches und untrügliches Mittel „Kinoir" (gesetzl. geschützt). Carton 4 Mark (1 Jahr ausreichend.) Nur in Berlin, Leipzigerstrasse 56, (Colonnaden.) **Franz Schwarzlose.**

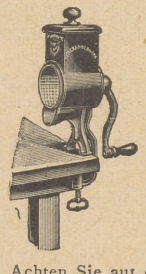
Kein Austausch

sondern direkte Umarbeitung alter Seiden- und Wollenfasern oder Lappen zu **Bettdecken, Kleiderstoffen, Läufern** u. s. w. durch [14434

A. J. Hermann, Donauwörth.

Älteste Weberei dieser Branche.

Unverwüstlich



ist die **„Alexanderwerk-Reibemaschine".** Ganz aus Gusseisen in einem Stück. Elegante Ausstattung. Leichte Handhabung. Für die mannigfachsten Verrichtungen in der Küche verwendbar.

In allen Küchengerät- und Eisenwarenhandlungen zu haben.

Achten Sie auf die Marke **„Alexanderwerk".**

Kinderschutzgitter (baby-box)

D. R. G. Nr. 83826, ganz zerlegbar. Dasselbe bewirkt sicheres und schnelles Erlernen des Gehens und schliesst die hiermit für die Kinder verbundenen Gefahren völlig aus. Nr. 1. 130×110×50 cm. **Preis M. 14,** Nr. 2. 150×110×50 cm. **Preis M. 15,** mit Ledertuchpolsterung des oberen Randes je M. 5 extra. Reichh., illustr. Katalog auch über Kinderwagen, Kinderstühle etc. gratis. [13686

Holzwarenfabrik Hildburghausen.

Wer sich nicht ärgern will, kaufe nur **Abner's neue Perfection-Eismaschine** Himmlisches Speiseeis in 5—10 Minut. 50 Rezepte gratis.
Abner & Co., G. m. b. H., **Köln a. Rh.**
Bezugsadressen werden angegeben.

Jede Dame

die Jugend und Schönheit

durch ein **naturgemässes Mittel** sich erhalten will, benutzt den

Neuen Elastischen Masseur zur Körper- u. Gesichtsmassage **(Gummikugeln). Tausende im Gebrauch.** Gold. Med. Aerztl. empfohl. Compl. M. 5, vernick. M. 6. Prosp. grat.
B. Preuss & Co., Charlottenburg 56.

Meissner Dombau-Geld-Lotterie

Ziehung schon 26. October cr.
13160 Geldgewinne baar
ohne jeden Abzug zahlbar von Mk.

375000

Die Hauptgewinne sind:

ev. **100000**
spec. **60000**
40000
20000
10000

etc. etc. etc.

Originalloose à 3 Mk.
Für Porto und Liste **30** Pf. extra.

Oscar Bräuer & Co. Nachf.
Bank-Geschäft
Berlin W., Friedrichstr. 181